

Werner Wilhelm

Sein Leben in Wort und Bild

1928-1993



Dr Kurt Diebl



Astrid Diebl



Astrid Diebl in Heidelberg

Astrid hatte auf eine Heiratsanzeige in einer Ärztezeitschrift geantwortet, in der ein junger Doktor eine Arzttochter suchte. Sie traf sich dann mit Dr. Kurt Diebl in Heidelberg, ihrem Studienort. Ganz aufgeregt erzählte sie vorher ihrem Bruder Werner, dass sie drauf und dran sei, einen Mann namens Dr. Kurt Diebl kennen zu lernen. Er sei 36 Jahre alt, sähe aus wie Werner und höre sich sehr, sehr nett an. Werner gab seiner kleinen Schwester 100 Dollar (damals viel Geld), um sich ein schickes Kleid zu kaufen. Sie sollte schön aussehen und Kurt in Heidelberg bezirzen.

Seit Astrid ein kleines Mädchen war, hatte sie immer davon gesprochen, dass ihr zukünftiger Ehemann ihrem Bruder Werner gleichen müsse. Nachdem sie auf Kurts Anzeige geantwortet hatte, legte er in seinem Schreiben Bilder von sich bei. Astrid zeigte die Bilder ihrer Mutter und schickte eines an Werner und dessen Mutter in Dearborn. Sie wollte wissen, was sie denn von diesem Mann hielten. Vati erfuhr als letzter von dem Heiratskandidaten, da man seine Kritik fürchtete. Werner und Mama Martha begutachteten also die Fotos von Kurt. Dann schrieben sie Vati, dass Astrid von ihnen 'grünes Licht' habe, diesen Mann zu heiraten. Wie alle anderen anstehenden Entscheidungen, wurde auch Astrids Partnerwahl mit den Eltern und mit Werner besprochen.

Das erste Treffen der beiden verlief erfolgreich - sie verliebten sich ineinander. Im Mai 1964 machten Astrid und Kurt einen Ausflug nach Salzburg, wo sie sich verlobten. Sie saßen im Café Glockenspiel auf der Terrasse und genossen den wunderbaren Blick auf die Burg und den Dom.



Dr Werner Wilhelm & Dr Kurt Diebl

Im Jahr 1964 teilte Astrid Werner mit, dass sie Dr. Diebl heiraten werde. Als Werner den Bräutigam dann kennen lernte, empfand er sofort Sympathie und Achtung für ihn. Kurt Diebl war ein rechtschaffener, feiner Mensch mit liebenswürdigem Wesen, der mit allen gut auskam. Werner wusste aber auch, dass sich Kurts Begegnung mit Dr. Wilhelm eher schwierig gestalten würde. Erstens war Dr. Diebl in der Tschechoslowakei geboren, während für Dr. Wilhelm nur ein echter Deutscher als Schwiegersohn in Frage kam.

Zweitens war Dr. Diebl Ende 30 und ohne nennenswerte Ersparnisse, da ihm seine Familie und die Praxishilfen viel Geld aus der Tasche zogen. Drittens war Dr. Diebl katholisch, und das kam bei dem ultra-evangelischen Dr. Wilhelm nicht so gut an. Um ganz ehrlich zu sein, war Dr. Wilhelm eigentlich ein Atheist, der sich hinter der Fassade der evangelischen Kirche versteckte, da er in der lutherischen Naumburger Domschule erzogen worden war. Viertens, und das war fast das Schlimmste, hatte sich Kurt in Bayern niedergelassen, was nach Auffassung von Dr. Wilhelm und anderer Preußen die primitive Ecke Deutschlands war. Und dort sollte Astrid hinziehen? Niemals! Eine evangelische Preußin in Bayern - undenkbar! (Genau aus diesem Grund konnte sich Astrid nie so richtig dort anpassen und behandelte die Ortsansässigen von oben herab.) Außerdem hatten Kurts Eltern keine gehobenen Berufe und Dr. Wilhelm konnte es nicht gut heißen, dass seine Tochter eine unstandesgemäße Ehe eingehen würde.



Astrid Wilhelm & Dr Kurt Diebl



Astrid & Kurt Diebl

Aber sie heiratete Kurt trotzdem. Sie heiratete ihn auch trotz der Tatsache, dass sich Mutti am Abend vor der Hochzeit die Praxisschlüssel verschaffte, Dr. Diebls persönliche Schubladen durchwühlte, und dort die Klage wegen Bruch des Eheversprechens fand, die seine frühere Freundin Melanie gegen ihn eingereicht hatte. Mutti kam diese Unterlagen in der Luft schwenkend aus der Praxis und befahl Astrid, ihre Sachen zu packen, da sie unverzüglich gemeinsam nach Hause fahren würden. Astrid aber blieb ganz ruhig und verkündete, dass sie nicht mitfahre. Sie liebe Kurt und wolle ihn heiraten. So begann diese Ehe.



Astrid



Astrid



Kurt Diebl



Astrid



Astrid

Kurt and Astrid verbrachten traumhafte Flitterwochen an der italienischen Riviera. Wieder zurück in Altötting ging man daran, die Praxis aufzubauen. Dr. Wilhelm verlangte dem jungen Paar das Versprechen ab, mit dem Kinderkriegen noch mindestens fünf Jahre zu warten, damit zunächst die Praxis zum Florieren gebracht werden könne. Tja, dieses Versprechen hielt etwa sechs Wochen lang. Da stellte Astrid nämlich fest, dass ihre Periode ausblieb - und sie blieb noch weitere neun Monate aus. Astrid lebte in Angst vor dem Zorn ihres Vaters. „Aber wir haben es Vati doch versprochen!“ jammerte sie. „Ich sollte es vielleicht abtreiben lassen.“ Das war einer der seltenen Anlässe, bei denen Kurt sich gegen Dr. Wilhelm behauptete. Er verbot Astrid, den gemeinsamen Sohn töten zu lassen. Dann kam Weihnachten. Die Feiertage sollten in Kassel verbracht

werden und Astrid konnte ihre fünfmonatige Schwangerschaft in keinem Falle verbergen. „Oh Gott! Was wird Vati wohl sagen?“ Beim Betreten der Wohnung ihrer Eltern in Kassel starb sie fast vor Angst. Doch als Dr. Wilhelm sah, dass ein Kind unterwegs war, versetzte ihn dies in beste Stimmung. Astrid konnte erleichtert aufatmen.



Kurt Werner



Kurt & Werner



Dr Wilhelm & Werner



Wernerli



Wernerli

Im April teilte man Werner mit, dass die Geburt des Babys kurz bevorstehe, und Anfang Mai erreichte ihn die Meldung, dass er nun der Onkel eines gesunden Kindes mit dem Namen Kurt-Werner Diebl sei. Werner ärgerte sich über die Namenswahl. Für ihn war dies ein Übergriff auf sein Territorium. Fünf oder sechs Jahre später wurde das Kind dann sogar Werner statt Kurt- Werner gerufen, was ihn noch mehr kränkte.

Ja, Werner hatte von Anfang an ein Problem mit diesem Kind. Er fühlte sich von dem Säugling in der Zuneigung seines Vaters verdrängt. Das stimmte tatsächlich, insofern als Dr. Wilhelm in diesem kleinen Jungen eine zweite Chance sah, dass ein männlicher Nachkomme Arzt werden und in seine Fußstapfen treten würde (was Wernerli schließlich auch verwirklichte). In einem Gespräch mit Werner sagte Wernerli ein Mal, dass er gerne Dr. Wilhelms Grab besuchen und ihm sagen wolle, dass er nun auch Arzt sei. Er fügte hinzu, dass sein Großvater bestimmt mächtig stolz auf ihn wäre. Na, und das war natürlich das Schlimmste, was Wernerli sagen konnte, denn es bestärkte Werners alte Eifersucht



Werner Wilhelm II



Astrid & Dr Werner Diebl

Werner war Fernpate bei der Taufe Kurt-Werners. Gern tat er das nicht, denn er wollte mit diesem Kind eigentlich nichts zu tun haben. Solange Werner lebte, war das Verhältnis zu dem armen Neffen gespannt, während dieser gar nichts dafür konnte. Es war einfach nur der Platz in der Familie, in den er hineingeboren worden war.

Nach der Taufe nahmen Dr. Wilhelm und Charlotte das Kind mit zu sich nach Kassel. Sie erklärten den Eltern, dass diese sich auf den Aufbau der Praxis zu konzentrieren hätten und für ein Baby keine Zeit sei. Die Diebls wurden gar nicht gefragt, sondern einfach von den Wilhelms überrollt. Das Kind wurde zwar öfter zu kurzen Besuchen zu seinen Eltern nach Mühlendorf mitgenommen, hatte jedoch zu den Diebls keinerlei Beziehung. Es pflegte wie am Spieß zu schreien, bis die Wilhelms es auf den Arm nahmen und beruhigten. Der Junge hatte Astrid die längste Zeit für seine Schwester gehalten und nennt sie auch heute

noch Assi. Die Wilhelms behielten das Kind bis Oktober 1970, als Dr. Wilhelm in Kassel auf dem Gehsteig tot zusammenbrach. Er hatte sich gerade die Auslage eines Juweliergeschäfts angesehen und das ausgestellte Porzellan bewundert. Da wurde der kleine Junge zu den Diebls zurück gebracht, aber von dort umgehend in ein Internat geschickt, wo er die meiste Zeit seiner Kindheit verbrachte. Nur in den Ferien und zu den Feiertagen kam er auf Kurzbesuch nach Hause. Bevor ich in die Familie kam, hatte Werner seinen Neffen noch gelegentlich im Internat besucht, besonders wenn das Internat nicht allzu weit von Astrid entfernt lag, aber mit mir dann nicht mehr. Ganz selten, und dann auch nur für ein oder zwei Tage, war Wernerli zu Hause, wenn wir in Mühldorf waren. Da der Junge mit der Beziehung zu seinem Onkel Schwierigkeiten hatte, vermutete Werner, dass Astrid schlecht über uns sprach, und Wernerli uns deshalb nicht in die Augen sehen konnte.

Sehr selten schickte Werner seinem Neffen eine Geburtstagskarte und noch seltener legte er einen Geldschein oder eine Goldmünze bei. Werner stand seinem Neffen einfach nicht nahe und, wie ich bereits erwähnt hatte, lag das überhaupt nicht an dem Jungen selbst, sondern an Familienrangeleien. Werner fühlte sich durch ihn bei seinen Eltern, und insbesondere seinem Vater, zurückgesetzt. Diese Gefühlsverletzung hat er nie verwunden.

Astrid war sehr darauf bedacht, dass ihr Sohn die bestmögliche Ausbildung erhielt. Sie nahm an vielen Schulkonferenzen teil und machte sich ernsthaft Gedanken um die schulischen Leistungen ihres Sohnes, die oft zu wünschen übrig ließen. Jedes Mal wenn sie einen Vorteil für ihn sah, schickte sie ihn in ein anderes Internat. Schließlich befand er sich in einer Zwergenschule mit nur fünf Schülern in der Klasse - dort bekam er natürlich viel persönliche Aufmerksamkeit und seine Noten wurden besser. Trotzdem lag er jedoch schulisch weit zurück und Astrid konnte nach dem Abitur zunächst keinen Medizin-Studienplatz für ihn finden. Zu Werner sagte sie, ihr Sohn könne kein Blut sehen und würde deshalb statt Medizin ein Chemiestudium beginnen. Aber Werner wusste ganz genau, was Sache war, dass Astrid ihn nämlich an keiner Universität für Medizin unterbringen konnte. Werner sagte damals zu mir: „Du wirst sehen, dass Astrid sich irgendwie doch noch durchsetzt und ihr Sohn eines Tages Arzt ist.“ Und genau so kam es dann auch. Astrid konnte zwar in Deutschland keinen Studienplatz für Wernerli finden, aber sie besorgte ihm einen in Ungarn. Dort studierte er zwei Jahre lang zusammen mit einer Hand voll Kommilitonen. Die Vorlesungen wurden auf deutsch abgehalten, und Wernerli machte gute Fortschritte. Er wurde in jenen zwei Jahren auch um einiges reifer; seine vornehme Herkunft war seiner Entwicklung vorher etwas im Wege gestanden. Nach zwei Jahren an der Semmelweiss-Universität in Budapest wechselte er dann nach München. Er nahm an der dortigen Universität zunächst an Sommerkursen teil, musste jedoch feststellen, dass er den Anschluss noch nicht schaffte. Nach einem weiteren Jahr in Budapest klappte es dann endlich, und er war letztlich in der Lage, einen Abschluss von der Universität München vorzuzeigen.

Astrid appellierte an Werners Hilfsbereitschaft, für seinen Neffen eine Assistentenstelle in der Neurologie zu finden. In ganz Deutschland war keine zu bekommen, aber das Kind sollte ja doch die neurologische und psychiatrische Praxis seines Vaters übernehmen,

wenn dieser in ein paar Jahren in den Ruhestand gehen würde. Werner holte Erkundigungen ein und sprach während seiner schweren Krankheit im Frühjahr 1992 auch mit Dr. Rocher darüber. Dieser erklärte uns, dass sich die jungen Ärzte in den USA einer Prüfung unterziehen müssen, von deren Ergebnis die Platzierung einer Assistentenstelle abhängt. Und, je besser das Prüfungsergebnis, desto besser die angebotene Stelle. Dr. Rocher machte uns auch darauf aufmerksam, dass ein ausländischer Arzt ganz besonders gut abschneiden müsse, um an einem amerikanischen Krankenhaus angestellt zu werden. Bei unserem nächsten Gespräch mit Astrid erfuhren wir dann, dass ihr Sohn doch noch eine Neurologiestelle in Deutschland gefunden hatte. Astrid war etwas eingeschnappt; ihrer Meinung nach hatte Werner sich nicht intensiv genug um eine Stelle für Wernerli bemüht. Aber sie hatte keine Ahnung, wie schwer krank ihr Bruder zu jener Zeit war.

Als Dr. Diebl zu Ohren kam, dass einige Professoren seinem Sohn geraten hatten, nicht auf ihn zu hören, weil sein Medizinstudium bereits in die Steinzeit zurückreiche, traf ihn das hart. Er regte sich fürchterlich darüber auf und erzählte es uns immer wieder. Jedes Mal in voller Aufruhr seiner Gefühle.

Werner, Astrid und Dr. Diebl unterhielten sich auch oft und lange über ihre Konflikte mit Dr. Wilhelm, der voreingenommen und dickköpfig war. Alles sollte ausschließlich nach seinem Willen geschehen. Und inmitten so vieler sturer Familienmitglieder musste das zwangsläufig zu kriegerischen Auseinandersetzungen führen. Bei einer solchen in Dr. Diebls Haus befahl Dr. Wilhelm seiner Tochter Astrid, ihre Sachen zu packen und mit ihm zurück nach Kassel zu kommen. Dieses Unwetter war aus heiterem Himmel entstanden. Mit bangem Herzen sah Astrid ihrem Vater in die Augen und sagte: „Nein, Vati – Ich bleibe bei meinem Kurt!“ Kurt Diebl erwähnte später mehrmals, dass ihm das damals so gut getan habe, als Astrid sich ihrem Vater widersetzte und beschloss, bei ihm zu bleiben. Der Vater verlor also die Fassung und schoss ab wie eine Leuchtkugel. Mit dem Koffer in der Hand machte er sich zu Fuß auf in Richtung Bahnhof. Das war wegen seines kranken Herzens nicht ganz ungefährlich. Mutti, die von dem Zank ganz fertig war und nicht Partei ergreifen wollte, sah dennoch die Notwendigkeit, ihrem Mann zu Hilfe zu kommen. Sie folgte ihm zum Bahnhof, führte ein ausgiebiges Gespräch mit ihm und konnte ihn dann für den Rest des ursprünglich geplanten Aufenthalts in das Haus der Diebls zurück bringen. Vati war zwar etwas mürrisch, aber zahm.

Bei einem anderen Aufenthalt bei den Diebls, ging Vati vor der ganzen Familie plötzlich ohne ersichtlichen Grund auf Werner los, der gerade zu Besuch war. Dr. Diebl sah sich das eine Weile lang an. Dann schluckte er seinen Kaugummi und verbot Dr. Wilhelm, in seinem Haus so mit Werner zu sprechen. Kurt erwarb sich damit die Anerkennung der gesamten Familie, denn es erforderte eine ganze Menge Mut, diesem starken Patriarchen zu widersprechen. Natürlich führte dies zu einem erneuten Aufbruch zum Bahnhof. Der Zug nach Kassel muss pünktlich abgefahren sein, denn Dr. Wilhelm fuhr tatsächlich nach Hause.

Trotz der Aufregung, die Dr. Wilhelm immer wieder verursachte, wurden seine Meinung und Ratschläge von Astrid und auch von den restlichen Familienmitgliedern geschätzt. Was nicht unbedingt bedeutete, dass man machte, was er sagte. Nach seinem Tod sagte

Astrid zu mir, sie habe nun niemanden mehr, den sie um Rat fragen könne. Ich war von dieser Bemerkung erschüttert und dachte „...und was ist mit deinem Mann Kurt? Das ist ein hochintelligenter Mann, dessen Meinung ich gewiss achten würde.“ Diese Gedanken behielt ich aber für mich. Ich bin ein sehr friedliebender Mensch und wollte keinen Ärger auslösen.

Im Jahre 1970, kurz bevor Dr. Wilhelm starb, ereignete sich etwas Eigenartiges, das ich zuerst fast nicht glauben konnte. Die Ehe zwischen Werner und Dinora war absolut nicht stabil. Sie hatte ihn mehrmals kurz vor und auch nach der Eheschließung verlassen und dann jeweils im YWCA (christliche Herberge für junge Frauen) und in anderen Unterkünften Obdach gesucht. Es war ein ständiges Hin und Her, bis sie schließlich im Dezember 1969 die Scheidung einreichte. Werner war am Boden zerstört und versuchte alles in seiner Macht stehende, sie zurück zu gewinnen. Aber sie ließ sich nicht umstimmen. Nachdem die Scheidung eingereicht war, trafen sie sich jedoch weiterhin zu Rendezvous. Als Dr. Wilhelm dies erfuhr, war er ziemlich beunruhigt und schrieb seinem Sohn, endlich reinen Tisch zu machen, entweder einen Schlußstrich zu ziehen, oder verheiratet zu bleiben und das Theater für den Rest seines Lebens mitzumachen. Was allerdings geschah, war folgendes: Sie ließen sich zwar rechtsgültig scheiden, führten aber trotzdem ihre Beziehung mit dem entsprechenden Zirkus noch neun Jahre lang fort. Direkt nach der Scheidung, die Dinora eingeleitet und trotz Werners Einwände bis zum Urteil durchgefochten hatte, zog Dinora zu Dr. und Astrid Diebl nach Mühldorf! Ich werde nie verstehen, wie es dazu kommen konnte, und wie Werner dazu stand, und ob er dies als Verrat seiner Familie ihm gegenüber empfand. In dieser Familie geschahen wirklich die tollsten Dinge! Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass Astrid ihrem Bruder so einen Schlag ins Gesicht versetzen konnte, seine geschiedene Frau aufzunehmen, die ihn ja schließlich verlassen hatte.



Roberta Cowlbeck & Werner Wilhelm II

Was für eine schlimme Zeit dies für den armen Werner gewesen sein muss! Innerhalb eines kurzen Zeitraums von vier Jahren hatte er seine Mutter verloren und seine geliebte Arbeit bei General Motors wegen eines neuen Vorgesetzten, mit dem er sich nicht verstand, aufgegeben. Er hatte seine Langzeit-Freundin Roberta verloren, die ihn wirklich liebte, weil er sie nicht heiraten wollte. Er hatte einige Wohnhäuser in Detroit und Dearborn erworben, die ihm nichts als Probleme einbrachten. Dann lernte er Dinora kennen, machte ihr den Hof, heiratete und verlor sie wieder – und das alles innerhalb eines Jahres. Als er das Scheidungsurteil erhielt, erreichten ihn auch Abschiedsbriefe seines Vaters, in denen Dr. Wilhelm schrieb, dass er nicht mehr lange zu leben habe und seinen Nachlass regeln wolle. Sobald Werner vom nahenden Tod seines Vaters erfuhr,

reiste er sofort nach Deutschland, um die Hälfte seines Nachlasses zu beantragen. Astrid wollte nämlich alles für sich alleine beanspruchen.



Charlotte, Dr Werner & Werner Wilhelm

Als Werner in Deutschland ankam und seinen Vater in Mühldorf sah, war der Schock groß. Sein Vater bestand nur noch aus Haut und Knochen. Er hatte im letzten Stadium der Stauungsinsuffizienz sehr viel Gewicht verloren, weil er kaum mehr etwas zu sich nehmen konnte. Auch waren Herz- und Lungenwasser mittels Nadel einer subkutanen Spritze abgesaugt worden, eine Prozedur, die er niemals wieder über sich ergehen lassen wollte. Werner verbrachte drei Wochen bei seinem Vater, ohne sich über den vollen Ernst der Lage bewusst zu sein. Er war einfach noch sehr jung und hatte keine Erfahrung mit den Krankheitsstadien des Herzversagens. Sein Vater bemühte sich sowohl schriftlich als auch mündlich um eine Aussöhnung mit seinem einzigen Sohn, aber Werner war einfach nicht in der Lage, nach den jahrelangen Kränkungen nun den gereichten Ölweig anzunehmen. Es konnte bis zu dem Tag seines Ablebens zu keiner echten Versöhnung zwischen Vater und Sohn kommen.

Der Vater bat Werner wiederholt, als Testamentsvollstrecker zu fungieren und sich die ihm zustehende Hälfte des Nachlasses zu nehmen. Werner lehnte das Amt hartnäckig ab und wollte, dass Onkel Kurt damit beauftragt werde. Das tat dem Vater sehr weh, denn es war sein sehnlichster Wunsch, dass sein einziger Sohn dies ausführe. Werner war nicht umzustimmen und Dr. Wilhelm konnte in seinen letzten Tagen auf dieser Erde keinen Seelenfrieden finden.

Dr. Wilhelm hatte Werner in einem letzten Brief seine Wünsche bezüglich der Beisetzung mitgeteilt. Darin bat er um einen einfachen Holzsarg, der nicht teuer sein sollte. Er bat Werner auch, sich während der Beisetzung ruhig und gelassen zu verhalten. Er wolle keine lauten Stimmen und kein Theater. Einbalsamiert wollte er nicht werden. Werner sollte den Sarg oben mit Kupfer auskleiden lassen, damit er auf die Familiengrabstätte in Amerika überführt werden könne, wenn eine solche in relativ kurzer Zeit errichtet würde. Nach Dr. Wilhelms Berechnung würde es etwa 14 Jahre dauern, bis der Sarg zusammenfiel. Er bat seine Kinder, nach der halbe-halbe Aufteilung des Nachlasses Mutti niemals hängen zu lassen. Dr. Wilhelm setzte Werner davon in Kenntnis, dass sich in der Schweiz sowohl auf einem Bankkonto als auch im Nachttresor der schweizerischen Bank Geld befinde. Astrid besaß den Schlüssel zum dortigen Bankfach. Außerdem gab es Bankkonten, Grundstücke und ein Wohnhaus in Kassel.

Dr. Wilhelm schrieb auch von den für Mai/Juni geplanten medizinischen Untersuchungen und der Behandlung, die von Dr. Diebl überwacht werden solle. Dr. Wilhelm bezweifelte allerdings, das Krankenhaus lebend verlassen zu können.

Zwar hat Dr. Wilhelm den Krankenhaus-Aufenthalt überlebt, er war aber sehr schwach und deprimiert. Er war sich der Tatsache, dass es sich nur um einen vorübergehenden Aufschub handelte, völlig bewusst. Er wusste auch, dass ihm noch Schlimmes bevorstand. Im Sommer besuchte ihn sein Sohn Werner, um Abschied zu nehmen. Schweren Herzens sah Dr. Wilhelm seinem einzigen Sohn nach, als dieser zur Rückreise nach Amerika den Zug bestieg.

In den 60er Jahren hatte Werner oftmals versucht, seinen Vater zu einem Besuch in Amerika zu veranlassen. Er erhielt zwar Zusagen, aber sobald die Reise näher rückte, sagte der Vater mit irgendeiner Entschuldigung ab. Das machte Werner traurig. Er wollte seinen Vater doch so gerne in Amerika verwöhnen. Der Vater wollte zwar schon zu ihm kommen, hatte aber Angst vor dem Fliegen und seiner nicht mehr so stabilen Gesundheit. Ich denke, wenn er Werner in den Jahren von 1955 bis 1970 regelmäßig besucht hätte, wären sich Vater und Sohn bestimmt näher gekommen und sie hätten einander viel besser verstanden. Aber es sollte nicht sein. So war es dann immer Werner, der die Reisen unternahm und in Deutschland viel Beschimpfungen einstecken musste. Sein Vater explodierte schnell und hatte nie gelernt, seine Emotionen zu kontrollieren. Dr. Diebl pflegte zu sagen, dass Werners Vater einer der gebildetsten Männer war, im menschlichen Bereich und als Vater jedoch kläglich versagte.

Während Werners vorletzten Besuchs bei seinem Vater in Kassel, übertrug Mutti ihm eine sehr unangenehme und hinterhältige Aufgabe, worüber ein heftiger Streit zwischen Mutti und Werner entbrannte. Wie gewohnt, setzte sich Mutti am Ende durch. Es ging darum, dass Vati seine Praxis nicht aufgeben wollte, Mutti aber wusste, dass er körperlich sehr abgebaut hatte und die Kraft zum Arbeiten nicht mehr ausreichend vorhanden war. Also trug sie Werner auf, alles was Vati gehörte, aus der Praxis zu räumen. Werner tat dies schweren Herzens und seine Befürchtung trat ein: Vati zerbrach an dieser gewaltsamen Ausquartierung aus seiner Praxis.

Es hatte den Anschein, dass Werner bei jedem Besuch in Kassel irgendwelche unangenehmen Familienangelegenheiten regeln helfen sollte. Astrid erinnert sich deutlich an Werners Besuch bei den Eltern, kurz nachdem er sich von Roberta getrennt hatte. Das machte ihm ja damals schwer zu schaffen. In Kassel angekommen, fand er Mutti und Astrid in verzweifelmtem Zustand vor. Er erfuhr, dass sein Vater ein Verhältnis mit seiner hübschen jungen Sekretärin angefangen hatte. Mutti und Astrid sollten nun ausziehen, denn er beabsichtigte, die Sekretärin ins Haus zu holen. Mutti und Astrid flehten Werner an, ein ernstes Wort mit seinem Vater zu sprechen und die Sekretärin fortzujagen. Keine Chance. Alles was Werner sagte, war „Wir haben alle unsere Probleme. Ich muss meine eigenen lösen und kann mich nicht auch noch um eure kümmern.“ Mutti packte dann ihr Problem meisterhaft an. Sie begann mit einem Nachbarn auszugehen, der eigentlich in Amerika wohnte, sich aber zu jener Zeit bei seiner todkranken Mutter in Kassel aufhielt. Dieser Mann, der sich in den Vereinigten Staaten finanziell gut situiert hatte, war unlängst Witwer geworden. Er verliebte sich in Mutti und nahm auch das Kind bereitwillig auf. Nachdem er nach Amerika zurückgekehrt war, kaufte er Astrid sogar ein Fahrrad und schickte ihr ein Foto, um ihr zu zeigen, was jenseits des großen Teiches auf sie wartete. Inzwischen begann Dr.

Wilhelm etwas klarer zu sehen. Als seine neue Freundin ihn fragte, wann sie denn Muttis ganzen Schmuck bekommen würde, wurde ihm plötzlich klar, dass seine kleine Sekretärin nur auf sein Geld aus, und er drauf und dran war, seine Familie zu verlieren. So konnte Mutti also ihre Ehe mit knapper Not retten. Dumm war sie ja ganz bestimmt nicht!

Astrid kam allerdings nicht ganz unbeschadet davon. Sogar nach dem Tod ihres Bruders sprach sie immer noch von dem schönen Fahrrad, das damals in Amerika vergeblich auf sie gewartet hatte.



Kurt Wilhelm & Gerti Nael Wilhelm

Sein letztes Lebensjahr verbrachte Dr. Wilhelm in Kassel, an der Seite von Mutti und klein Wernerli. Er musste regelmäßig Herz-Medikamente einnehmen. Anlässlich seines 71. Geburtstages besuchten ihn im September 1970 Onkel Kurt und seine Frau Gerti (Muttis Schwester). Sie blieben eine Woche lang in Kassel, da die Reise von Derenburg relativ lang war und das Verlassen der DDR immer großen Aufwand erforderte. Am 3. Oktober beschlossen die beiden Ehepaare, einen Einkaufsbummel zu machen. In der Kasseler Innenstadt trennten sie sich - die beiden Frauen und die beiden Männer machten sich separat auf den Weg. Die Männer schlenderten die Hauptstraße entlang. Dr. Wilhelm blieb dann an einem Juwelier-Schaufenster stehen, um das ausgestellte Meissener Porzellan zu bewundern. Plötzlich meinte Kurt, etwas gehört zu haben. Er drehte sich um und musste feststellen, dass Dr. Wilhelm auf dem Bürgersteig zusammengebrochen war. Sofort suchte Kurt nach Dr. Wilhelms Puls. Er war nicht zu fühlen. Alle Wiederbelebungsversuche erwiesen sich als erfolglos. Der Tod war unmittelbar eingetreten. Der Rettungsdienst transportierte Dr. Wilhelm in die Leichenkapelle des Krankenhauses, wo alle Toten hingbracht wurden. Dann versuchte man Mutti zu verständigen. Es dauerte eine geraume Weile, bis sie erreicht werden konnte, da sie noch ahnungslos in der Stadt unterwegs war. Als sie die Nachricht erhielt, raste sie ins Krankenhaus und umarmte ihren Mann. „Er ist doch noch warm! Er lebt noch! Tun Sie was! Warum hilft ihm denn niemand!“ schrie sie immer wieder völlig hysterisch. In der Überzeugung, dass ihr Mann noch lebe, klammerte sie sich an seinem Körper fest und war letztlich nur sehr schwer zu beruhigen.

Nachdem es der Familie gelungen war, sie zu beruhigen, fuhr man nach Hause in die Annastrasse 9, um Dr. Wilhelms guten Anzug und was sonst noch dazu gehörte zu holen. Wie es sein Wunsch gewesen war, wurde ein Holzsaarg besorgt, der Körper gewaschen, angezogen, und in den Saarg gebettet. Und dann wurde er im Krankenhaus aufgebahrt, wie das in Deutschland üblich ist.

Werner flog sofort nach Deutschland um zusammen mit der Familie an den Beisetzungsvorbereitungen teilzunehmen. Alle Familienangehörigen übernachteten in Vatis Haus in der Annastrasse 9. Die meisten waren ja von außerhalb angereist. Werner schlief im Wohnzimmer auf der Couch. Nach dem anstrengenden Flug über den Atlantik hatte er die erste Nacht tief und fest geschlafen. Morgens fühlte er sich erholt, wünschte allen mit einem Lächeln einen guten Morgen und fragte, ob sie gut geschlafen hätten. Er erntete jedoch nur böse Blicke. „Dass du gut geschlafen hast, wissen wir,“ ertönte es wie aus einem Munde, „dein fürchterliches Schnarchen hat uns die ganze Nacht wach gehalten! So laut wie du schnarcht keiner!“ Bei so viel Feindseligkeit verblasste Werners Lächeln sofort. Armer Werner! Jetzt bekam er zum ersten Mal zu hören, wie schlimm sein Schnarchen geworden war.

(Als ich Werner zum ersten Mal schnarchen hörte, traute ich meinen Ohren nicht. Mit den Jahren gewöhnte ich mich aber so sehr daran, dass es beruhigend und sogar einschläfernd auf mich wirkte. Beim Autofahren konnte ich es nicht gut gebrauchen, weil es mich müde machte. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Werner dann viel an Gewicht verloren und gleichzeitig mit dem Schnarchen aufgehört. Behutsam teilte er mir mit, dass ich das wohl nun für ihn übernehmen würde, denn ich schnurrte im Schlaf wie ein Kätzchen.)



Dr med Werner Willhelm

An drei Tagen fuhr die Familie ins Krankenhaus, um dort Dr. Wilhelm die letzte Ehre zu erweisen. Dann kam der Sarg in die Friedhofskapelle in Kassel, wo er in der Mitte des Raumes auf eine Plattform gesetzt wurde. Jahre später ging Werner mit mir in diese schöne Kapelle, um mir zu zeigen, wo sich der Sarg seines Vaters befunden hatte. Er beschrieb mir die Trauerfeierlichkeiten und erzählte mir von den vielen, vielen Blumen, die eingetroffen waren. Zum Schluss wurde dann der Sargdeckel mit Kupfer ausgekleidet. Von der Leiche und den Blumen hatte man mehrere Aufnahmen gemacht.

Wir haben auch Bilder vom Trauerzug der Familie über den Friedhof zu Dr. Wilhelms letzter Ruhestätte. Auf einem Bild ist rechts ein sehr junger Werner mit Brille und schwarzem Mantel zu sehen. Die Sargträger ließen den Sarg schließlich auf Gurten ganz langsam in das Grab hinab.



Werner Wilhelm II bei Dr Wilhelm's Ruhestätte

Das Grab ist für europäische Verhältnisse ausgesprochen schön. Es hat eine massive Betonkuppel, die an der Außenseite mit feinen Kreuzen verziert ist (solche Betonkuppeln sind in Deutschland sonst nicht üblich). Das Grab selbst kann drei Personen aufnehmen. Es war damals zum Kauf angeboten worden, nachdem die Familie, der es gehörte, nach der amerikanischen Bombardierung Kassels im Jahr 1945 nicht mehr aufzufinden war. Die Friedhofsverwaltung führte, wie gesetzlich vorgeschrieben, eine öffentliche Bekanntmachung durch. Es meldete sich niemand - keine Angehörigen erhoben Anspruch auf das Grab. So ging es in Friedhofsbesitz über und wurde zum Verkauf angeboten. Genau zu jener Zeit suchte Werners Familie ein passendes Grab für den Vater. Den Wilhelms gefiel dieses außergewöhnliche Grab und sie schätzten sich glücklich, dass es genau zur richtigen Zeit verfügbar war.

Nachdem der Sarg hinabgelassen worden war, warfen die Angehörigen Zweige in das offene Grab, ein Ritual, an das sich Dr. Wilhelms Familie bei jedem Begräbnis in Naumburg gehalten hatte und Dr. Wilhelm auch seinen Kindern beibrachte. Gemäß Dr. Wilhelms Wunsch las Pastor Papp, sein langjähriger Freund, die Totenmesse und hielt die Trauerrede am Grab. Pastor Papp und Dr. Wilhelm hatten so manche lange philosophische Diskussion in Kassel geführt, und obwohl Dr. Wilhelm Atheist gewesen war, schätzten und respektierten sie einander sehr. Der Pastor war dann kurz vor Dr. Wilhelms Ableben ziemlich weit von Kassel weg versetzt worden. Sobald die Angehörigen ihn jedoch von dem Tod informierten, reiste er an und fühlte sich geehrt, seinem geschätzten Freund diesen letzten Dienst zu erweisen.

Nach den Trauerfeierlichkeiten hielten sich die Familienangehörigen noch ein paar Tage in der Annastraße 9 auf, und dann begab sich allmählich einer nach dem anderen auf den Weg nach Hause.

Werner wurde von Astrid gefragt, ob er Vatis Bankkonten in Kassel und in der Schweiz leeren wolle. Werner antwortete, dass er in tiefer Trauer sei und überhaupt noch nicht daran denken könne, Vatis Konten zu räumen. Er käme sich dabei wie ein Geier vor. „Ich kann das Geld nicht an mich nehmen, wo sein Körper fast noch warm ist!“ sagte er. „Astrid, ich komme nächstes Jahr wieder nach Deutschland und werde die finanziellen Dinge in Kassel und in der Schweiz regeln. Dann ist Vatis Tod nicht mehr so frisch. Jetzt ist es noch viel zu früh!“

Als Werner allerdings im folgenden Jahr nach Deutschland reiste, wurde diese finanzielle Angelegenheit weder von Astrid noch von Mutti mit einem einzigen Wort erwähnt. Werner erzählte, dass Astrid ihn in jenem ersten Jahr um Vollmachten gebeten hatte, die sie dann benutzte, um die Konten selbst leer zu räumen. Mit ihrem eigenen und Dr. Wilhelms Geld führte sie kreuz und quer etliche Transaktionen durch, und schließlich war nicht mehr nachzuvollziehen, was wem gehört hatte.

Werner war nicht dumm. Obwohl er weit weg war, wusste er ganz genau, was seine Schwester und Mutti vorhatten. Er fühlte sich massiv um sein Erbe betrogen – genau wie Vati es ihm prophezeit hatte, wenn er sich nicht unmittelbar nach seinem Ableben um die Regelung der Hinterlassenschaft kümmern würde. Werners Vater hatte seinen Sohn als

Testamentsvollstrecker bestimmt, weil er dessen Ehrlichkeit kannte und wusste, dass er dieses Amt bestens ausführen würde. Werner, der bereits etliche Male von Astrid und Mutti überrannt worden war, fühlte sich dieser monumentalen Schlacht nicht gewachsen. Also blieb er in Amerika, grübelte viel und wurde sehr verdrießlich und depressiv. Astrid hatte Probleme mit Werners Depressionen. Sie schrieb ihm immer wieder, dass sie und Kurt Diebl um ihn besorgt seien. Astrid hatte Angst, er würde sich etwas antun. Sie bat ihn, sich zu melden, wenn sich sein Zustand verschlimmere, sie würde dann mit ihrem Mann sofort ins nächste Flugzeug steigen und zu ihm kommen.

Ja, sie haben dann auch das nächste Flugzeug genommen, aber nicht um Werner zu helfen, sondern vielmehr um ihre eigenen Finanzen zu sichern. Astrid und Kurt betraten Werners privates Büro, arbeiteten sich durch seine Unterlagen, machten sich gründlich mit seinen Geschäften vertraut, und nach ihrer Abreise war Vatis Testament für alle Zeiten verschwunden. Der Verlust des Testamentes reduzierte Werners Erbe auf die Hälfte. Laut Testament gehörten Werner 50% des gesamten Nachlasses. Ohne Testament gehörten Werner nur noch 25%, weil Mutti nun auch berücksichtigt wurde. Von Mutti war dann allerdings nichts zu erben, weil keine Blutsverwandtschaft bestand.

Ich fragte Werner, warum er das denn zugelassen und seine Rechte als Sohn und Testamentsvollstrecker nicht durchgesetzt habe. Und Werners Antwort? Wirklich eine sehr traurige. Er sagte zu mir, „Vatis Geld habe ich nicht gebraucht. Ich hatte ja selbst genug. Ich wollte nur wissen, ob sie mich lieb haben. Und jetzt habe ich die Antwort.“

Während des folgenden Jahres erhielt Werner etliche verzweifelte Briefe von Astrid. Sie machte sich große Sorgen um seinen Gemütszustand. Die Ereignisse der vergangenen vier Jahre und vor allem wie sich Astrid und Mutti ihm gegenüber verhalten hatten, das alles machte Werner in der Tat depressiv. „Sie müssen mich für einen völligen Idioten halten! Wie können sie nur glauben, dass ich nicht gemerkt habe, was sie mit mir gespielt haben,“ sagte er zu mir und auch zu anderen. Und dann besaß Astrid noch die Unverschämtheit, ihn in einem ihrer Briefe zu fragen, ob der Grund für die Depressionen vielleicht finanzielle Sorgen seien!

Inzwischen besuchte Werner Dinora immer noch regelmäßig in ihrer Wohnung in der Crooks Road. Dinora wünschte sich, dass Werner ihr ein älteres, bescheidenes Häuschen in der Crooks Road kaufte, aber er wollte nicht. Am Donnerstag bevor er starb, ging Werner ohne mein Wissen noch ein Mal zu Dinora, um sich in Erinnerungen an ihre gemeinsame Zeit zu ergehen. An jenem Abend erwähnte er auch dieses Haus und bedauerte, es ihr damals nicht gekauft zu haben.

In den Jahren zwischen 1970 und 1980 machte Werner Dinora halb wahnsinnig, weil er sie nicht in Ruhe ließ und immer wieder zu ihr in die Wohnung kam. Anscheinend war Dinora allerdings auch nicht hundertprozentig entschlossen ihn aufzugeben, denn sie führten 10 Jahre lang eine symbiotische Beziehung. Werner pflegte sich im Gebüsch zu verstecken und Verehrer, die Dinora besuchen wollten, zu vertreiben. Wenn Dinora ein wenig über den Durst getrunken hatte, überkam sie schlechte Stimmung und Trübsinn. Dann rief sie Werner an, um ihm ihre Probleme zu klagen – nicht selten um 4 Uhr morgens. Er regte sich dann über die Störung seiner Nachtruhe auf, weil er morgens

arbeiten musste und dringend noch ein paar Stunden Schlaf brauchte. Das artete jedes Mal in schlimmen gegenseitigen Beschimpfungen aus. Ohne es zu wissen, war ich Ende der 70er Jahre Ohrenzeugin einiger solcher Unterhaltungen. Wenn ich Werner fragte, wer denn zu so unchristlicher Zeit angerufen hätte, sagte er nur, es sei jemand vom Heimpersonal gewesen. Für mich bestand kein Grund misstrauisch zu sein, denn bis Mai 1980 wusste ich gar nichts von Dinoras Existenz, und schon gar nicht, dass sie seine geschiedene Frau war. Werner hatte mir mehrmals erklärt, dass er nie verheiratet war.

Werner hatte noch andere Freundinnen und das nicht nur vor, sondern auch während und nach seiner Verlobung und Ehe mit Dinora. Dinora wusste davon und kannte die meisten auch persönlich. Roberta war vor Dinora, und Dinora nicht bekannt. Während der Verlobungszeit gab es Ann. Als Werner Dinora aus Kanada verschwinden ließ, nahm er sie zu Ann zum Essen mit und stellte sie Ann und der Familie als seine Kusine vor. Einige Tage später besuchte Ann Dinora und quetschte sie über Werners Vermögen aus. Dinora war völlig verwirrt – warum dieses Interesse an Werners Brieftasche? Antwort: Ann sagte, sie würde Werner heiraten! Ich heirate doch Werner, dachte sich Dinora und verstand die Welt nicht mehr.



Bernadette Jotzo & Werner Wilhelm II

Es kam noch besser: Kurz vor und selbst nach der Eheschließung mit Dinora erhielt Werner Liebesbriefe und intime Anrufe von Bernadette Jotzo, Tochter eines millionenschweren Ziegelfabrikanten in Undorf, Deutschland, welche auch im Glauben war, sie würde Werner bald ehelichen. Während der Flitterwochen mit Dinora hing er stundenlang mit Bernadette am Telefon! Ein ganz schönes Durcheinander! Die Bernadette-Romanze zusammen mit der neuen, sehr turbulenten Ehe war schließlich zu viel für Werner. Also gab er vor, verzogen zu sein. Er ließ Bernadettes Post nach Florida weiterleiten und von dort mit dem Vermerk 'unbekannt verzogen' nach Deutschland zurückschicken. Irgendwie schafften die Briefe es aber doch wieder zu Werner, blieben jedoch ungeöffnet liegen. Im Februar 1993 machte ich die Briefe auf. Was ich da gelesen habe? Eine ernste Abmahnung von Bernadettes Mutter, die ihm riet, beim nächsten Mal doch bitte Mann genug zu sein, seiner Freundin die Wahrheit zu sagen und nicht dieses Theater zu spielen.

Bernadette war eine wohlhabende Frau mit Stil. Sie war in Werner verliebt, und hoffte dass er sie heiraten und die Ziegelfabrik seines Vaters übernehmen würde. Werner hatte aufgrund ihrer nüchternen Lebenseinstellung Zweifel an einer Heirat aus Liebe und befürchtete, dass sie versuchen könnte, ihn dann als Haus- und Fabrikeigentümerin heranzukommandieren. Allerdings war er sich niemals so ganz sicher, ob seine damalige Entscheidung richtig war. Bis zum Ende seiner Tage sprach er nämlich von ihr, ihren Eltern und der Ziegelfabrik. Er erzählte, wie gut der Vater ihn behandelt und ihm seinen nagelneuen Mercedes zum uneingeschränkten Gebrauch zur Verfügung gestellt hatte, wie

er mit ihm wie mit einem Sohn umgegangen war und versprochen hatte, nach der Eheschließung mit Bernadette die Ziegelfabrik auf ihn zu überschreiben. Werner war eigentlich mehr in den Vater als in die Tochter verliebt. Kennengelernt hatte er Bernadette durch seine deutschen Verwandten, die der Meinung waren, dass dies für Werner als ehemaligen Rittergutbesitzer eine standesgemäße Partie sei.



Ann & Werner Wilhelm II

Dinora glaubte, dass eine Frau namens Ann ganz gut zu Werner gepasst hätte. Werners Verhältnis mit Ann hielt sich über einige Jahre. Ich glaube er hatte sie nur deshalb nicht geheiratet, weil sie nicht schwanger geworden war. Als sie später einen anderen Mann kennenlernte, stellte sich zu ihrer größten Überraschung schon bald eine Schwangerschaft ein (Werner hatte ihr eingeredet, dass sie keine Kinder bekommen könne, denn an ihm würde es sicherlich nicht liegen). Ann war eine intelligente und gebildete Frau, die nicht nur Werner, sondern auch seine Brieftasche liebte. Das beunruhigte ihn.

Dann gab es da noch eine andere deutsche Dame, der Werner den Hof machte. Sie hieß Ute Aul. Eine Porträtaufnahme zeigt ihn im Smoking und sie in einer schönen Pelzjacke. Diese Frau war auch habgierig und weigerte sich, Werner am Ende der Beziehung den Einkaräter zurückzugeben, den er ihr zur Verlobung gekauft hatte. Das war ihm selten passiert.

Marianne aus Birmingham war eine Frau, die Werner nie vergessen konnte. Diese Frau hatte er in den Himmel gehoben und selbst viele Jahre später immer noch verklärt gesehen. Ich hörte des öfteren, dass sie aus sehr gutem Hause stammte und ein Hochschuldiplom besaß. Ihr Vater war im Top-Management der National Bank of Detroit gewesen, aber bereits vor Werners Freundschaft mit Marianne verstorben. In dieser Familie war Werner hoch angesehen. Mariannes Vater hatte ein Haus mit riesigem Grundstück in der Maple Road in Birmingham gekauft. Dieses Grundstück erstreckte sich hinter dem Haus bis an die nächste Straße und war groß genug, Wohnblöcke aufzunehmen. Und die wollte Werner dort bauen, wenn er Marianne heiratete. Die Beziehung scheiterte allerdings nach einiger Zeit an der Mutter. Die Mutter war ein 200kg schwerer Koloss und wirkte besser als ein Keuschheitsgürtel. Sie begleitete ihre Tochter zu jeder Verabredung, ob es nun das Restaurant an der Ecke war oder ein Ausflug in den Norden. Da saß sie also zum Beispiel in einem Restaurant und hatte an allem etwas auszusetzen. Zuerst drehte sie das Geschirr um, prüfte den Herstellerstempel und beschwerte sich, dass es zu minder für sie sei. Dann kam das Besteck dran. Kein Markenbesteck und auch nicht aus Silber? Entsetzlich! Das Tischtuch und die Servietten wurden ebenso einer Qualitätsprüfung unterzogen, die sie nicht bestanden. Und all das bevor überhaupt erst die Speisekarte gebracht wurde. Natürlich ließ die Auswahl immer zu wünschen übrig. Dann wurde das Essen serviert, ging aber gleich wieder in die Küche zurück. Zu salzig, nicht genug gewürzt, falsch gewürzt, zu heiß, zu kalt, falsches Stück

Fleisch, usw. Das war sogar dem dickhäutigen Werner zu viel. Ich musste so lachen, als ich ein Bild von den dreien fand. Es war in dem Wintersportort Boyne Mountain aufgenommen worden. Im Vordergrund Werner und Marianne, dahinter die 200kg Mama mit einem verschmitzten Lächeln. Glauben Sie mir, wenn ich sage sie war überall dabei, meine ich überall!



Marianne und ihrer Mutter

Sollte er diese Beziehung abbrechen oder weiterführen? Werner beschloss, seinen Rechtsanwalt und Freund George Armbruster in dessen Kanzlei aufzusuchen und ihn um Rat zu fragen. Für solche Fälle hatte George ein Patentrezept. Er holte einen großen Schreibblock hervor und zog von oben bis unten eine Mittellinie. Die linke Hälfte erhielt die Überschrift DAFÜR, die rechte DAGEGEN. „Okay Werner,“ sagte er, „die positiven Punkte der jungen Dame listest du links auf, die negativen rechts!“ Der junge Werner machte sich an die Arbeit und schrieb wie wild. George Armbruster betrachtete die fertige Liste und sah Werner fragend an. „Wo ist das Problem? Alle Punkte sind positiv und nicht ein einziger negativ!“ „Das Problem ist die Mutter,“ antwortete Werner. Der Anwalt riss das Blatt ab, zerknüllte es und warf es in den Papierkorb. „Nein, das kann nicht gut gehen. Vergiss diese Frau und suche dir eine andere!“

Also gab Werner Marianne den Laufpass und begann mit anderen Damen auszugehen. Etwa ein Jahr später erhielt er einen Anruf von Mariannes Mutter, die ihn anflehte, wieder zu ihrer Tochter zurückzukommen. Sie versprach, in Zukunft zu Hause zu bleiben und die Zweisamkeit nicht zu stören. Werner ging zwar nicht zurück, aber vergessen konnte er Marianne auch nicht. An einem schönen Frühlingstag, als er eine Verabredung mit mir hatte, fuhr er mit mir an ihrem Haus vorbei. Der Anblick Mariannes, die gerade ihre Lebensmitteleinkäufe aus dem Auto auslud, bewegte ihn. Offensichtlich liebte er sie immer noch. Er konnte sich jedoch nicht so recht dazu entschließen, stehen zu bleiben und sie zu begrüßen. Stattdessen fuhr er mit mir rund um das gesamte Grundstück und erklärte es mir mit Begeisterung.

Nach Werners Tod fand ich Mariannes Bild im Keller. Ich war geschockt. Sie war bei weitem nicht so hübsch und elegant, wie er sie mir immer beschrieben hatte. Ganz und gar nicht. Er hatte sie einfach immer durch die rosarote Brille gesehen.

Kurz bevor Werner starb, gab er sich den Erinnerungen an die Frauen in seinem Leben hin. Ganz amüsant fand ich, als er zu mir sagte, er könne sich nicht erklären, warum fast alle seiner Freundinnen und Verlobten katholischen Glaubens waren. Meine Antwort lautete, dass Katholikinnen wahrscheinlich eher konservative und treue Ehefrauen seien und sich viel mehr von den Männern gefallen ließen als Nicht-Katholikinnen.

Noch etwas zu Ann: Als Werner mit mir katholisch getraut werden wollte, machte ich ihn darauf aufmerksam, dass er vor der Eheschließung katholischen Glaubensunterricht besuchen müsse. Das schreibt die katholische Kirche so vor. „An diesem Unterricht habe ich bereits teilgenommen, und zwar in der Sacred Heart Kirche Dearborn, als ich mit Ann verlobt war,“ entgegnete er mir. Und das wollten wir dem Pfarrer erzählen?

Und dann war da noch Barbara Waldo. Mit ihr war er lange zusammen und verlobt. Sie kam aus sehr gutem Hause, ihr Vater war bereits verstorben und zu Lebzeiten leitender Angestellter in einer Bank. „Warum hast du sie denn nicht geheiratet?“ fragte ich ihn. „Sie war ein kalter Fisch,“ antwortete er mir. Ende der 70er Jahre war ich auf einer Weihnachtsfeier im St. Anne. Werner, ich, und noch einige andere Leute saßen in seinem Büro und waren gerade beim Mittagessen, als Barbara Waldo mit ihrem Verlobten hereinspazierte. Diesen Mann wollte sie in wenigen Wochen heiraten. Was sie vorhatte war, die beiden Männer zusammen zu bringen und sie zu vergleichen, bevor sie sich zu dem letzten Schritt entschloss. Sie zeigte ganz offen, dass sie immer noch für Werner schwärmte. Ich konnte gar nicht fassen, was sich da vor meinen Augen abspielte. Der Gipfel war, dass er mich ihr dann auch noch als seine Kusine vorstellte. Sie war sehr hübsch, ein bisschen älter als ich, und tatsächlich ein kalter Fisch. Werner hat jenen Tag jedenfalls genossen.

Dinora brach in lautes Gelächter aus, als sie sagte „Ja, seine Freundinnen waren alles feine, gebildeten Damen aus bestem Hause – und mich hat er geheiratet! Es ist zu komisch!“ Dann wurde sie wieder ernst und meinte, dass Werner und ich ideal zusammen passten und zwischen uns eine Seelenverwandtschaft bestünde. Ich könne intellektuell mit ihm mithalten - ob er es zugeben wollte oder nicht. Jahrelang hatten Dinora und Rudi ihn eindringlich gebeten, mich doch zu heiraten. Als Eheleute würden wir viel glücklicher sein, als wenn er mich ständig zurückstoße. Werner regte sich jedes Mal schrecklich auf und sagte, Dinora und Rudi sollten sich gefälligst nicht in seine Angelegenheiten einmischen. Wenn er bei ihnen zu Hause war, stand er dann auf und ging. Wenn es am Telefon zur Sprache kam, knallte er den Hörer auf. Nachdem er mich dann letztendlich doch geheiratet hatte, gab er öffentlich zu, dass er es schon vor Jahren hätte tun sollen und es ihm um die verlorene Zeit sehr leid tue. Am Abend vor seinem Tod bat er mich um Verständnis, dass er so lange nicht genug Vertrauen in mich hatte, um mich zu heiraten. Der Grund läge in seiner Familie, die ihn jahrelang betrogen und tief verletzt habe.

Werner hatte eine langjährige Bekannte namens Edith. Sie war ungefähr in seinem Alter, etwas mollig, sehr hübsch, blond mit blauen Augen, und intelligent. Werner war ihr erklärter Schwarm. Als sie eine mögliche Eheschließung mit Dinora kommen sah, setzte sie auf die Vollen und machte Werner einen Antrag. Seine eiskalte Antwort? „Und warum sollte ich so eine alte Frau heiraten?“ Arme Edith! Das aus seinem Munde zu hören muss vernichtend für sie gewesen sein.

Und Judy Oust. Das war die esoterische Künstlerin. Zu ihren engsten Freunden zählten mehrere, die sich mit der Wahrsagerei beschäftigten. Ganz besonders eine Freundin im Osten des Landes, die mit ihren Voraussagen angeblich so gut wie nie falsch lag. Obwohl Werner Judy mochte, erwägte er niemals ernsthaft eine Ehe mit ihr. Er mochte sie, wie

gesagt, sehr gerne, und sie stand ihm oft helfend zur Seite, z.B. mit dem Aufsetzen der Briefe für die Altenheim-Werbekampagnen, die er früher durchführte. Werner mochte auch Judys Vater, der ebenfalls künstlerisch veranlagt war und ausgezeichnet Klavier spielte. Judy nahm gemeinsam mit ihren Eltern an mehreren Weihnachtsfeiern im St. Anne teil, wo der Vater dann jeweils für die Klaviermusik sorgte. Eines Tages erhielten wir dann den traurigen Anruf von Judy, dass ihr Vater verstorben sei. Werner und ich nahmen an beiden Tagen an der Totenwache teil. Judy und ihre Mutter waren in äußerst schlechter Verfassung. Ein Familienangehöriger fuhr sie hin und zurück und stand ihnen in allem zur Seite. Wir haben anschließend nicht mehr viel von Judy gehört. Als Werner starb, rief sie mich an und wir führten ein längeres, sehr nettes Gespräch über die Zeit mit Werner in den sechziger und siebziger Jahren.

Dann gab es noch eine Reihe älterer Damen, die in Werner verliebt und dann sehr enttäuscht waren, als sie von seinem Verhältnis mit mir erfuhren.

Sehr ernste Absichten hatte Nancy Hefferon I, die 17 Jahre lang als seine Pflegeleiterin in Wil Mar arbeitete. Sie war ein Jahr jünger als er und sie liebte und verehrte ihn von ganzem Herzen. Sie hoffte darauf, ihn nach ihrer Scheidung heiraten zu können. Als er mich dann Ende der siebziger Jahre ins Wil Mar mitbrachte, war sie am Boden zerstört. 1983 reichte sie ihre Kündigung ein. Sie konnte es nicht länger ertragen. Es tat ihr zu weh, ihre Liebe unerwidert zu wissen und mich an Werners Seite in der Verwaltung arbeiten zu sehen. Und sie wurde zusehends nervös, als mich Barbara Barr aus Werners Steuerberaterkanzlei anrief um mir mitzuteilen, dass sich der Verdacht einer Unterschlagung erhärte. Vom Pflegepersonal hörten wir, dass Frau Hefferon und die Buchhalterin Margaret auffallend viele Stunden ihre Köpfe über den Büchern zusammengesteckt hatten. Das Personal war allgemein der Meinung, dass Margaret alleine wohl nicht intelligent genug gewesen sei, willkürliche Änderungen in den Büchern vorzunehmen. Sobald wir dann anfangen, der Sache auf den Grund zu gehen, verkaufte Margaret Henderson ihr Haus und verließ in Windeseile den Bundesstaat in Richtung Westen. In punkto Bestrafung und Vergeltung geschah nichts, da das Geld unwiederbringlich weg war. Werner beschuldigte seinen Steuerberater Larry Brown, der seiner Meinung nach die Sache hätte früher erkennen müssen. Larry wiederum behauptete, dass er Werner bereits früh darauf hingewiesen hätte, dass die Außenstände sich erhöhten und Unterschlagung nicht auszuschließen sei. Margaret war nun weg und gegen Frau Hefferon wollte Werner nicht vorgehen. Immerhin hatte sie ihm 17 Jahre lang treue Dienste geleistet, besonders im Hinblick darauf, dass sie immer nur in die unterste Gehaltsstufe einer Pflegeleiterin eingestuft gewesen war. Werner hatte viele harte Zeiten hinter sich und Nancy war in allem treu hinter ihm gestanden.

Eine weitere Verehrerin war Vivian Sunday. Sie war ungefähr gleich alt wie Werner und brachte etwa 130 Kilo auf die Waage. Sie besaß ein Altenheim im Norden, das sie anfänglich gemeinsam mit ihrem Mann geleitet hatte und nach dessen Tod alleine weiterführte. Bei jedem Treffen der Heimleiter freute sie sich darauf, Werner zu sehen. Er ging dann immer mit ihr zum Mittagessen, was ihre Hoffnungen schürte. Ein Mal lud er sie zum Mittagessen in Boyne Mountain ein, was sie hochofrennt annahm. Als sie das Restaurant betrat und mich an seinem Tisch sitzen sah, lief sie schmerzerfüllt in eine

andere Richtung. Später veräußerte sie ihr Heim, Werners Kaufangebot nahm sie jedoch nicht an – die Kränkung mit der anderen Freundin saß zu tief.

Zu einer späteren Zeit arbeitete eine Frau namens Irene in der Küche des St. Anne. Irene war 20 Jahre älter als Werner. Sie war zwar mit einem netten, deutsch aussehenden Mann verheiratet, betete Werner jedoch an. Jedes Mal, wenn sie Werner erspähte, bekam sie einen liebesverklärten Blick, worüber sich das ganze Küchenpersonal köstlich amüsierte. Irene war simpel und naiv. Werner hatte ihr wiederholt aufgetragen, Lieferscheine nicht ohne Prüfung der Ware zu unterschreiben. Die Lieferanten nützten das nämlich aus und berechneten mehr als sie lieferten. Wenn der nächste betrügerische Lieferant ihr den Lieferschein und den Kugelschreiber vor die Nase hielt, war das aber schon wieder vergessen. Ein Mal kam die Diätköchin Cindy Lerner unmittelbar nach einer Lebensmittellieferung zur Arbeit. Sie prüfte die Lieferung und stellte fest, dass viele auf der Rechnung aufgeführte Artikel fehlten. Wütend lief Cindy zu Werner ins Büro und berichtete ihm von der fehlenden Ware, die Irene jedoch durch ihre Unterschrift als geliefert bestätigt hatte. „Schicken Sie mir sofort Irene her!“ schrie Werner. Irene erschien mit verliebtem Blick. „Ja, Herr Wilhelm?“ Werner nahm ein Blatt Papier, schrieb ein paar Worte darauf, schob es zu ihr über den Schreibtisch und sagte: „Hier, Ihre Unterschrift!“ Irene setzte ihren Namen auf das Papier und schob es zu Werner zurück. „Irene, wissen Sie, was Sie da unterschrieben haben?“ fragte Werner. „Nein, Herr Wilhelm,“ antwortete Irene nun etwas unsicher. „Soll ich es Ihnen vorlesen?“ fragte Werner weiter. Nun wurde sie nervös und antwortete nicht. „Ich erkläre mich mit meiner Kündigung einverstanden,“ las Werner vor. Jetzt war Irene geschockt. Auf Werners Frage, warum sie denn unterschrieben habe, antwortete sie „Weil Sie mich darum gebeten haben“. „Und warum haben Sie den Lebensmittel-Lieferschein unterschrieben?“ fragte Werner weiter. „Weil der Lieferant wollte, dass ich unterschreibe,“ antwortete Irene. Die folgenden zehn Minuten verbrachte Werner damit, Irene lautstark klarzumachen, dass sie überhaupt nichts unterschreiben müsse!! Ich bezweifle allerdings, dass dies eine Wende herbeiführte. Irene war übrigens recht langsam im Arbeiten, aber sie war stets pünktlich und hatte nie einen freien Tag. Die jüngeren Küchenhilfen sagten, sie könnten ohne Irene schneller arbeiten. Das vorläufige Aus für Irene kam mit dem Verkauf des St. Anne, als Mali, der neue Besitzer sie mit Genuss feuerte. Das stimmte Werner etwas traurig. Jedoch nur wenige Monate später sah er Irene wieder an ihrem alten Arbeitsplatz. „Hey, Irene ist wieder da, wie ich sehe,“ sagte Werner zu Mali. „Oh ja,“ antwortete Mali, „die jungen Angestellten haben alle gekündigt, und ich musste jeden Tag um 7 Uhr in der Küche stehen und das Frühstück vorbereiten. So habe ich Irene zurückgeholt. Sie ist jetzt jeden Morgen um halb sieben da.“

Frau Shopinski, eine andere Pflegeleiterin im St. Anne hatte auch für Werner geschwärmt. Aber sie war verheiratet - eine sehr professionelle Dame, die sich unter Kontrolle hatte. Sie war eine hübsche, etwas mollige Frau, mit blauen Augen, blondem Haar, angenehmer Stimme und liebem Wesen. Sie kam aus Polen. Obwohl sie in den sechziger und siebziger Jahren eine sehr gute Pflegeleiterin abgab, war sie, was das Gesundheitsministerium betraf, zu mütterlich und weich. Man bevorzugte jüngere, kühle und sachliche Frauen. (Dasselbe traf auch auf Frau Hefferon zu. Sie verbrachte Zeit mit den Patienten, beteiligte sich nachmittags an gemeinsamen Spielen und machte mit ihnen

Ausflüge. Die neuen Vorschriften des Gesundheitsministeriums zwangen sie jedoch nur noch an den Schreibtisch.)

Vor Frau Shopinski war noch eine andere, jüngere Pflegeleiterin angestellt gewesen, die es ebenfalls auf Werner abgesehen hatte. Von dieser Frau fühlte sich Werner zwar angezogen, aber die Tatsache, dass sie zwei Söhne hatte, ließ ihn Distanz wahren. Die beiden Jungen waren gute, zufriedene Kinder und standen sich sehr nahe. Eines Tages verunglückte einer der beiden bei einem Motorradunfall tödlich. Sein Bruder konnte dies nicht verkraften und wurde im darauffolgenden Jahr psychisch krank. Das verschlimmerte sich dermaßen, dass die Mutter ihn zu seiner eigenen Sicherheit in eine Klinik einweisen lassen musste. Es geschah gegen seinen Willen mittels gerichtlicher Verfügung. Unglücklicherweise gelang ihm jedoch die Flucht aus dem Krankenhaus. Am Tag danach, erschien die Mutter nicht zur Arbeit. Kein Anruf – nichts. Da man sich Sorgen machte, fuhren Angestellte des St. Anne zu ihr nach Hause. Man fand sie tot auf dem Küchenboden liegend. Alles war blutverschmiert. Ihr Sohn, der wegen der Einweisung sehr zornig war, hatte ihr mit einem Fleischermesser 40 Stiche zugefügt.

Dann war da noch die intelligente Krankenschwester im St. Anne, der Werner ganz gerne etwas näher gekommen wäre, gleich nachdem er das Haus gekauft hatte. Jedoch musste er erst den Mut finden, sie um ein Treffen zu bitten. In den morgendlichen Chef-Besprechungen war eines seiner Themen, wie er sich dieser süßen Krankenschwester am besten nähern sollte. Seine Unsicherheit über einen Annäherungsversuch zog sich über Tage hin, bis einige Krankenschwestern entsetzt mit der Tageszeitung in sein Büro stürzten. Die möglicherweise zukünftige Freundin Werners hatte ihren Freund getötet!

Ein paar Mal ging Werner mit der Tochter des Immobilienunternehmers Ralph Lipshaw aus, der in ganz Detroit Wohnhäuser besaß. Die junge Frau war sehr intelligent und hatte einen akademischen Abschluss. Werner sah diese Beziehung als zukunftssträchtig an, aber das Schicksal wollte es anders. Als Werner eines Tages das Büro des Immobilienunternehmers betrat, fand er Herrn Lipshaw in völligem Schockzustand vor. Er hatte seine geliebte Tochter, sein einziges Kind, in diverse Wohnungen geschickt, um rückständige Mieten zu kassieren. Einer der Mieter wollte nicht bezahlen und erschoss sie. Werner schien nicht besonders viel Glück bei der Wahl seiner Freundinnen gehabt zu haben.



Elfie & Werner Wilhelm II

In Deutschland hatte sich Werner als Kind auch schon einige Male verliebt, wobei er die dauerhaftesten Gefühle für ein süßes Mädchen in Derenburg, Onkel Kurts Heimatstadt, empfand. Sie hieß Elfi und war irgendwie mit Kurts Frau verwandt. Bei Kurts erster

Eheschließung waren Werner und Elfi Blumenkinder und gaben ein niedliches Pärchen ab. Werner war zehn Jahre alt und Elfi ungefähr fünf. Sie war hübsch und von liebem Wesen. Jedenfalls ist sie ihm ständig in Erinnerung geblieben. Einige Tage vor seinem Tod sprach Werner noch von ihr und wünschte, er könnte sie wieder ein Mal sehen. Aber dann sagte er mit leichter Traurigkeit und Resignation in seiner Stimme, dass sie doch bestimmt schon sehr lange verheiratet sei und wahrscheinlich vier oder fünf Kinder habe.

Lotta Thiele Dassler hatte immer eine Schwäche für Werner. Aber sie kam für ihn nicht in Frage, weil Werner jüngere Frauen bevorzugte. Wenn sie zusammen waren, stritten sie sich meist wie Hund und Katze. Und oft gab ihm Lotte zum Schluss halb aus Übermut, halb aus Verzweiflung, eins auf die Ohren. Sie wohnte nebenan und, im Ort als Tageszeitung bekannt, wusste alles, was bei Werner zu Hause vorging.



Dorna bei Zschippach

Dann gibt es noch eine kleine Geschichte aus Zschippach, als Werner etwa zehn Jahre alt war. Die Bergers, Kusine und Cousin dritten oder vierten Grades (die Mutter war eine Brehmer), lebten mit ihren beiden Töchtern Liselotte und Marianne auf dem Nachbargut Dorna. Beide Mädchen waren älter als Werner, Marianne um etwa vier Jahre. Vater Berger und Mama Martha hatten folgendes ausgeheckt: Wenn eines der beiden Mädchen sich in Werner verliebte und es zu einer Eheschließung kam, würde diese Tochter das gesamte Gut Dorna erhalten, die andere Tochter würde eine Abfertigung bekommen. Also wurde ein Essen und ein gemeinsamer Nachmittag arrangiert, damit sich die Kinder kennenlernten. Gegen Abend fragte Vater Berger seine Töchter, was sie denn von Werner hielten. Liselotte machte den Mund sofort auf und sagte, "Oh, Werner schielt so süß!" Das hat ihr Werner nie verziehen. Er bestand darauf, dass mit seinen Augen alles in Ordnung war. Jedenfalls zeigte Werner anschließend überhaupt kein Interesse an den Berger Töchtern. Sogar kurz vor seinem Tod erzählte er mir diese Geschichte noch ein Mal und wieder betonte er „Geschielt habe ich noch nie!“.



Werner & Sandy Wilhelm

Am 1. Dezember 1976 erhielt ich einen Anruf von einem Herrn mit ausgeprägtem deutschen Akzent. Dieser Anruf sollte mein Leben ein für alle Mal komplett verändern. Der Akzent war so stark, dass ich mich sehr konzentrieren musste, um alles zu verstehen.

Der November war in jenem Jahr bitter kalt gewesen, der kälteste, den ich bis dahin erlebt hatte, und ich hatte eigentlich überhaupt keine Lust, aus dem Haus zu gehen. Hinzu kam, dass ich mich in den vergangenen sechs Monaten mit sechs oder sieben Männern getroffen hatte, von denen mir kein einziger auch nur annähernd zusagte. Aber dieser Mann, der sich Vern nannte, hatte etwas. Also beschloss ich, mich mit ihm zu verabreden. Wir trafen uns am 4. Dezember 1976, einen Tag vor meinem Geburtstag, im Shelby Inn an der Ecke Mound und West Utica Road. Als ich das Restaurant betrat, sah ich ihn in einer gemütlichen Ecke an der Bar sitzen. Neben ihm stand ein bezaubernder kleiner Christbaum auf dem Geländer, voll blinkender elektrischer Kerzen. Werners Erzählungen betörten mich vom allerersten Augenblick an. Er sprach von Zschippach, dem Leben auf dem Rittergut, und vom Einfallen der Kommunisten, die dann alles konfiszierten. Gebannt hörte ich ihm zu. Nach dem Mittagessen lud er mich zu sich nach Hause ein. Wir saßen in seinem Wohnzimmer und unterhielten uns. Ich sah mir beeindruckt die Holzverkleidung an Decke und Wänden seines schönen großen Wohnzimmers an. Obwohl Werner mich bat, doch noch etwas länger zu bleiben, musste ich mich verabschieden, da mich meine Familie anlässlich meines Geburtstages zum Essen ausführen wollte. Er war ein wenig enttäuscht. Am Sonntag feierte ich dann mit meiner Familie im Hause meines Onkels Bill. Es war sehr schön, aber ich musste ständig an diesen faszinierenden Deutschen denken, den ich kurz zuvor kennengelernt hatte. Ich hatte da bereits das merkwürdige Gefühl, dass sich für mich eine Veränderung anbahnte. Er rief mich weder am Montag noch am Dienstag an. Am Mittwoch wählte ich dann seine Nummer, kam allerdings nicht zu ihm durch, da er die letzten beiden Zahlen seiner Büro-Rufnummer vertauscht hatte. Ich wusste, dass er der Besitzer des Altenheims St. Anne in Detroit war und beschaffte mir die Telefonnummer. Wir führten ein nettes Gespräch und er schlug ein erneutes Treffen vor. Natürlich sagte ich ohne zu zögern zu. Von da an sahen wir uns dann eine lange Zeit regelmäßig ein oder zwei Mal pro Woche, immer verbunden mit dem Besuch eines guten Restaurants. Ich wurde nicht müde, den faszinierenden Geschichten aus seinem Leben und über Deutschland vor, während und nach dem Krieg zu lauschen. Was ich allerdings keineswegs ahnte war, dass sich Werner zwischen 1976 und Ende 1980 parallel immer noch mit seiner geschiedenen Frau traf. Ich wusste ja überhaupt nichts von der Existenz einer solchen, da er mir gegenüber immer behauptet hatte, er sei ein alter Junggeselle. Er hatte sich wohl fürchterlich beschwert, dass er zwei Mal zu Abend essen müsse, wenn wir uns abends trafen. Ich sagte, er müsse doch nicht vorher schon essen. „Muss ich aber!“ war seine Antwort. Und jetzt verstehe ich das erst. Er hatte seine Ex-Frau in ihrer Wohnung besucht, mit ihr gegessen, und ging anschließend mit mir essen. Seine private Telefonleitung im St. Anne hatte er so eingerichtet, dass Anrufe automatisch in die Wohnung seiner Ex-Frau weitergeleitet wurden. So war anzunehmen, er sei noch in seinem Büro. Auf dem Nachhauseweg stellte er das Telefon dann in seine Wohnung um. Ich habe zwar gelegentlich gemerkt, dass Anrufe weitergeleitet worden waren, war aber niemals misstrauisch. Was ein Schock, als ich kurz nach seinem Tod die ganze Wahrheit erfuhr.

Astrid hatte ein Mal die Bemerkung fallen lassen, dass Werner immer zweigleisig fahre. Ich spürte das auch in unserer Beziehung, hatte jedoch keine genaue Vorstellung davon, was es mit dem zweiten Gleis auf sich hatte. Er war immer distanziert und wehrte sofort ab, wenn er das Gefühl hatte, ich wolle die Beziehung vertiefen. Es waren merkwürdige

Unterströmungen vorhanden, und während ich deutlich spürte, dass er etwas verbarg, war ich dennoch nicht in der Lage, dieses Etwas zu bestimmen.

Im Dezember 1976 schlug Werner mir vor, mit ihm über die Weihnachtsfeiertage nach Florida zu fahren. Ich sagte zu, allerdings mit einigem Zögern, da ich ihn noch nicht lange kannte und nicht der Typ Frau war, der sogleich mit Männern übernachtete. Ich war immer überzeugte Katholikin mit den entsprechenden Moralvorstellungen. Nun war ich jedoch mittlerweile 31 Jahre alt und Werner ein solider Mensch, dem ich vertraute. Also sagte ich ja. Diese Reise kam allerdings nicht zustande, da Werner an einer schweren Nebenhodenentzündung erkrankte. Er liebte es, durch ganz Florida zu fahren, aber unsere gemeinsame Florida-Reise konnten wir erst in den achtziger Jahren verwirklichen, da es in seinen beiden Heimen ständig irgendwelche Probleme gab und er auch größere Umbauarbeiten durchführen ließ. Er war allerdings im ersten Jahr unserer Bekanntschaft, und zwar im Mai 1977, alleine in Florida. Doug und Karen hatten während ihrer Flitterwochen eine Timesharing-Immobilie erworben, konnten sie aber nun nicht nutzen, weil sie im Juli die Geburt ihres Kindes erwarteten. So boten sie uns an, darin zu wohnen. Werner wollte allerdings alleine zu diesem Lauderdale Beach Club in Fort Lauderdale fahren. Es war eine neue, erstklassige Anlage, einen Block vom Strand entfernt. Später erfuhr ich, dass Werner eine andere Frau dorthin eingeladen hatte, diese war jedoch verhindert.

Im Januar 1977, nachdem seine Nebenhodenentzündung verheilt war, lud Werner mich zu einem feinen Steak in das Kingsley Inn, in der Woodward Straße in Bloomfield ein. Anschließend auf dem Nachhauseweg eröffnete er mir dann die schlechte Nachricht, dass er aufgrund seiner Nebenhodenentzündung keine Spermien mehr produzieren konnte und wir somit niemals Kinder würden haben können. Das war ein Schock für mich und fast mehr noch für ihn selbst. Aber meine Liebe für ihn war so stark, dass ich auch ohne Kinder bei ihm bleiben wollte.

Im ersten Jahr unserer Bekanntschaft machte sich Werner große Sorgen über seine Nebenhodenentzündung, den Knoten in der Prostata und die Unfruchtbarkeit. Er flog kurzentschlossen nach Boston/Massachusetts zu einem berühmten Urologen, den er bereits früher ein Mal, gleich nach seiner Entdeckung des Knotens, konsultiert hatte. Ich erwartete Werner in ein paar Tagen zurück und war sehr in Sorge, denn es gab lange keinen Anruf oder sonstiges Lebenszeichen von ihm. Ich dachte schon, er sei stationär aufgenommen worden und man habe ihn eventuell sogar operiert. Doch dann kam er nach Hause – braungebrannt und quietschfidel. Da war er doch nach dem Arztbesuch tatsächlich auf die Bahamas geflogen. Und ich hatte mir solche Sorgen gemacht! Ich hätte ihn damals umbringen können. Er sagte, er habe mir eine Karte geschrieben – diese kam eine Woche nach ihm an. Nach seinem Tod erzählte mir Dinora, dass er sie damals angerufen habe. Das kränkte mich natürlich sehr.



Datsun B210 Auto & Sandy on Puch Moped

Als ich Werner kennenlernte, fuhr ich einen Datsun B210, ein kleiner aber sehr sparsamer Wagen. Werner machte sich fürchterlich lustig über mein Auto und sagte, er würde nur hineinpassen, wenn sein Penis aus dem Fenster hänge. Aber als er dann hörte, wie viele Meilen dieses Auto mit einer Gallone Benzin fuhr, machte er keine Witze mehr. Die Rechenmaschine in seinem Kopf arbeitete auf Hochtouren und er kam zu dem Schluss, dass dieser Benzinverbrauch so großartig sei, dass sich der Wagen in den folgenden vier Jahren amortisiert haben würde.



Sandy & Werner Wilhelm II

An unserem ersten gemeinsamen Ostern hatte Werner diese ungewöhnliche Idee eines Osterhutes. In einem Geschäft für Western-Bekleidung in Rochester kaufte er für uns beide je einen Cowboy Hut aus Filz und dazu noch je ein teures Cowboy Hemd. In dem Geschäft arbeitete ein spindeldürrer Verkäufer, der bestimmt kaum mehr als 50kg wog. Als Werner ein passendes Hemd ausgesucht hatte und es zur Theke brachte, regte sich dieser Verkäufer darüber auf, dass dieses Hemd in Größe 3X genau so teuer war, wie das gleiche Hemd in seiner kleinen Größe. Er brummelte vor sich hin, dass für dieses Hemd zwei bis drei Mal so viel Stoff nötig sei und er mit seinen kleinen Hemden die großen ja wohl mitbezahlen müsse. Jedenfalls zogen Werner und ich dann am Ostersonntag unsere Cowboy Sachen an und machten uns auf den Weg zum Gottesdienst in der St. Lawrence Kirche. Während der ganzen Messe sah der Priester immer wieder zu uns herüber. Ich hielt mich ja schon für selbstbewusst, aber Werner war voll in seinem Element und stolz auf sich.



Bill Bender

Mit meinem Bruder Bill verstand sich Werner recht gut. Das war allerdings auch die einzige Person aus meiner Familie, mit der er klar kam. Mit Bill unterhielt er sich

regelmäßig entweder telefonisch oder persönlich. Am meisten amüsierte sich Werner darüber, dass Bill die kleinen Kinder von Doug Nagetiere oder Teppichratten nannte. Werner konnte nämlich kleine Kinder nicht ausstehen.

Als Werner meinen Bruder Bill ein Mal in seiner Wohnung besuchte, entdeckte er dort ein Ölgemälde in einem etwa 60x120cm großen Rahmen, der ihn interessierte. Er konnte sich mit Bill auf einen Preis für das Bild einschließlich Rahmen einigen und setzte zu Hause ein Bild seiner geliebten Mutter in diesen Rahmen. Auf das Ölgemälde legte er keinen Wert. Als Bill das jedoch zu Ohren kam, forderte er sein Ölgemälde samt Rahmen energisch zurück. Werner gab es ihm und nannte Bill einen, der Indianergeschenke macht.

1980 wurde ich krank. Ich hatte nicht genügend Schilddrüsenhormon. Da war Bill der einzige, der Werner anrief und ihm berichtete, wie es mir ging. Werner sagte, Bill sei sein einziger echter Freund aus der ganzen Familie. Ich muss jedoch sagen, dass meine Familie etwas durcheinander war und nicht verstand, was mit mir los war. Ich befand mich im Koma, als Werner und meine Mutter mich zum Krankenhaus brachten. Was mein Seh- und Hörvermögen betraf, fühlte ich mich als ob ich am Grunde eines gefüllten Schwimmbeckens läge. Ich konnte kaum verstehen, was gesprochen wurde und mich nicht verständlich machen. Ich wusste, dass ich ein bestimmtes Schilddrüsenhormon brauchte, aber niemand hörte mir zu. Jene Wochen waren für Werner, meine Familie und mich ausgesprochen schwierig. Werner hatte es mir überhaupt nicht leicht gemacht, denn ich hatte ihn ein paar Tage vor meiner Krankenhauseinlieferung wiederholt im Büro und zu Hause angerufen und ihm erklärt, dass es mir nicht gut bzw. immer schlechter gehe und ich Hilfe brauche. Aber er gab sich sehr distanziert und unnahbar. Als er mich an jenem Samstag abholte, hatte ich seit gut fünf Tagen nicht geschlafen und litt an Halluzinationen. Es war ziemlich beängstigend und auch gefährlich. Im St. Joseph Hospital schenkte man meiner wiederholten Bitte nach Schilddrüsenhormon keinerlei Aufmerksamkeit. Die Idioten entließen mich und schickten mich ohne das Hormon, jedoch mit einem Rezept für Beruhigungsmittel nach Hause. Ich hatte Aggressionen gegenüber Werner, da er mich nach Hause brachte und mich in diesem komatösen Zustand alleine ließ. Es war wirklich ein schrecklicher Tag für uns beide. Ich schaffte es dann, mich zu einem Arzt zu schleppen, der sich mit Schilddrüsenkoma auskannte und mir nicht Synthroid, sondern das Hormon, das ich vertragen konnte, verschrieb. Innerhalb einiger Wochen ging es mir besser, obwohl es Ostern wurde, bis ich endlich wieder ganz gesund war. Es dauert nämlich mindestens vier Wochen, bis sich der Hormonspiegel allmählich stabilisiert. Als ich auf dem Wege der Besserung war, war Werners Geburtstag bereits vorbei und ich hatte ihn seit einigen Wochen weder gesehen noch gesprochen. Ich besorgte ein Geschenk für ihn, und machte mich auf den Weg zu seiner Wohnung in der Brownell Straße. Er öffnete die Tür und war sichtlich froh, mich zu sehen. Er war in den vergangenen Wochen deprimiert gewesen. Ein paar Tage lang war er immer noch behutsam und etwas ängstlich, aber dann kehrte schnell die Normalität wieder ein. Ich blieb übers Wochenende bei ihm. Weniger erfreulich war am Samstag Morgen, dass es außer einer Schachtel Corn Flakes, die ich trocken verzehrte, nichts Essbares im Haus gab. Werner musste dann in der Druckerei Zip Printing etwas abholen

und hielt am Nachhauseweg bei Baskin Robbins, wo er Eiscreme mit Mint-Schokoladenstückchen kaufte. Ein ziemlich dämliches Frühstück, nicht wahr?

Ich hatte keine Ahnung, dass Werner in jener Woche mit mehreren Problemen konfrontiert gewesen war. Mein Vater musste für eine Operation ins Krankenhaus und in Italien lag Dinoras Vater im Sterben. Werner rief ihren Vater an und sagte ihm gehörig die Meinung. Werner warf ihm vor, sie schlecht behandelt und mittellos der Welt ausgesetzt zu haben, und dass er insgesamt ein sehr mieser Vater gewesen sei. Als Werner und ich darüber sprachen, wie aggressiv ich ihm gegenüber gewesen war bevor ich endlich das richtige Schilddrüsen-Medikament erhielt, gab er zu, dass er damals Fehler gemacht habe.



Doug Jr, Michelle, Michael & Karen Bender

Mit Dougs Frau Karen kam Werner relativ gut aus. Er mochte sie, obwohl sie immer recht still war und es ihm manchmal schwer fiel, bei Familientreffen ein Gespräch mit ihr in Gang zu halten. Er pflegte ihr unzählige Fragen zu stellen, die sie jedoch meist nur mit einem knappen Ja oder Nein beantwortete. Dann trat wieder Stille ein. Sie brachte den sonst sehr redseligen Werner fast zur Verzweiflung. Als selbst ihm nichts anderes mehr einfiel, fragte er sie, ob sie denn wieder schwanger sei (sie hatte zu dem Zeitpunkt bereits zwei kleine Kinder). Mit einem nervösen Lachen verneinte sie, verkündete jedoch eine Woche später, dass sie schwanger sei. Während Werner und ich uns diesen ganzen Untersuchungen wegen unserer Unfruchtbarkeit unterzogen, brachte Karen problemlos ihr drittes Kind zur Welt. Werner platzte heraus, „Wie machst du das denn?“, worauf Karen erwiderte, „Es ist ganz einfach – man kann es im Liegen machen.“

Im St. Anne ging ich oft zu Werner ins Büro. Er trug mir auf, allen zu sagen, ich sei seine Kusine. Das tat mir erstens weh und zweitens glaubte es sowieso niemand. Sie sagten ihm ins Gesicht, dass ich seine neue Freundin sei. Das stritt er ab.



Werner vorne St. Anne's Nursing Home

Werner kaufte das St. Anne im Jahre 1970 mit einem flauen Gefühl, weil er keinerlei Erfahrung mit Alten- oder Pflegeheimen hatte. Aber das Gebäude gefiel ihm so gut, er hatte es ursprünglich für ein Mietshaus gehalten. Sein Anwalt George Armbruster, der bereits Heime besaß, riet ihm zum Kauf, da er es für eine günstige Gelegenheit hielt. Der Eigentümer, Dr. Farnum, war tot an seinem Schreibtisch gefunden worden. Seine Frau war krebskrank. Sie sagte zu Werner, sie müsse weiterhin unter 'Blue Cross', der Versicherung ihres Mannes, geführt werden, was sie dann auch bis zu ihrem Tod ein Jahr

später tat. Frau Farnum war übervorsichtig und verkaufte aus Angst vor irgendwelchen Folgen Werner das Gebäude, ohne es im Kaufvertrag als Altenheim zu bezeichnen. Werner übergab 200.000 Dollar an das Maklerbüro Curran & Johnson in Grosse Pointe in bar. Sie sollten das Geld bis Vertragsabschluss für ihn festhalten. Er wusste zwar, dass man eigentlich keinem Maklerbüro eine so große Anzahlung anvertrauen sollte, aber Curran & Johnson waren als seriös bekannt und während Werner das Heim unbedingt erwerben wollte, befand sich sein Kaufangebot im unteren Bereich. Letztendlich ausschlaggebend war dann, dass er Frau Farnum sehr sympathisch war. Deshalb beschloss sie, ihm den Zuschlag zu geben. So wurde Werner mit 42 Jahren Eigentümer eines Altenheimes, obwohl er nicht die geringste Ahnung hatte, was das bedeutete. Aber das sollte er bald herausfinden!

Bevor Werner das St. Anne als neuer Eigentümer betrat, benötigte er ein paar Gläschen Drambuie. Carlene erinnert sich noch genau an jenen Tag. Die Pfleger hingen alle am Fenster im ersten Stock und beobachteten Werners Ankunft draußen auf dem Parkplatz. Wie sah er aus? Jung und etwas verunsichert. Aber er gefiel ihnen.

Werner ging geradewegs in sein Büro und ließ das Vorgesetztenpersonal kommen. Er setzte sich auf Dr. Farnums Schreibtisch, spielte mit dem Stethoskop, das Dr. Farnum umhängen hatte als er tot zusammenbrach und fragte das Personal, woran Dr. Farnum denn gestorben sei. Einstimmig ertönte es, „Ja wissen Sie denn nicht, das Heim hat ihn umgebracht!“ Was für ein Einstieg in eine neue Karriere, in die man fast sein gesamtes Kapital investiert hat! (Und Werner ereilte später das gleiche Schicksal – auch ihn hat das Heim umgebracht.)

Bereits das erste Jahr im St. Anne gestaltete sich schwierig. Werner machte den großen Fehler, sich vom Pflegepersonal fern zu halten und isoliert in seinem Büro im Untergeschoss zu arbeiten. Er ließ dem Pflegepersonal unter der Leitung von Schwester Conrad, einer Nonne, völlig freie Hand. Er hielt die Schwester für sehr intelligent und außerdem für motiviert, was die Patientenpflege betraf. Leider fehlte es ihr absolut an Geschick, mit Menschen umzugehen, was bald zu Problemen führte. Die Pfleger wandten sich geschlossen an Werner und stellte ihn vor die Wahl, Schwester Conrad auf der Stelle zu entlassen, oder ohne Personal weiter zu arbeiten. Es fiel ihm schwer, aber dermaßen in die Enge getrieben rief er die Schwester ins Büro und erklärte ihr, dass er sie zwar gerne behalten würde, jedoch das Heim ohne Pfleger nicht führen könne. Etwa um Weihnachten herum erwartete ihn dann das nächste Problem – eine Gewerkschaftsaktion. Es kam ihm zu Ohren, dass sich ein Gewerkschaftsorganisator im Hause aufhielt, der Lesematerial verteilte. Nach einem Griff zur Drambuie-Flasche stürmte Werner die Treppe hoch, packte den Gewerkschaftsmenschen an der Krawatte, hob ihn hoch und trug ihn eigenhändig hinaus auf den Parkplatz. Dort warf er ihn der Länge nach zu Boden. Die Flugblätter flogen über den gesamten Parkplatz. Der Mann stand auf, ergriff die Flucht und ward nie mehr gesehen.



Werner vorne Wil Mar Nursing Home in Utica

Mit einer anderen unangenehmen Gewerkschaftsaktion schlug sich Werner monatelang herum. Er engagierte Tom Armbruster, um ihm bei der Wahl zu helfen. Tom lud alle Pfleger in ein Lokal ein. Bei viel Alkohol und damit bester Laune gelang es Tom, die meisten arbeitgeberfreundlich zu stimmen. Astrid and Kurt waren am Wahltag zufällig bei Werner zu Besuch, und Werner ließ Astrid sogar mitwählen! (Ihre Stimme wurde allerdings als ungültig abgelehnt.) Als Werner dann wusste, dass er die Wahl gewonnen hatte, flog er mit seiner Schwester und deren Mann für ein paar Tage zu den Niagara Falls, bevor die beiden wieder nach Deutschland zurückkehrten. Astrid hatte sich nämlich darüber beschwert, dass Werner während ihres gesamten Aufenthaltes arbeitete und kaum Zeit für sie hatte. Sie verstand nicht, dass es bei Gewerkschaftsbewegungen sozusagen um Leben und Tod geht. Werner konnte sich die Gewerkschaft in beiden Heimen vom Leibe halten. Die aggressive Kampagne 1985 im Wil Mar gewann er nach einem vollen Jahr härtester Arbeit und maßlosem Stress. Er behauptete immer, Gewerkschaftswesen sei Kommunismus und schwor, niemals ein Haus zu führen, in dem die Gewerkschaft beteiligt sei. Er würde sich einfach weigern, unter diesen Umständen zu arbeiten.

Gleich nach der Übernahme von St. Anne entließ Werner zwei Angestellte: Frau Tankersley, die Sekretärin und eine Verwandte von Frau Farnum, nicht besonders kompetent aber weit überbezahlt. Genau wie der Hausmeister, der ebenfalls mit Frau Farnum verwandt war. Werner machte kurzen Prozess und entließ beide, weil die Gehälter nicht tragbar waren.

Im St. Anne herrschte immer irgendwie Chaos. Ständiges Kommen und Gehen, Summer, Telefongeklingel, platzende Wasserrohre, am laufenden Band dumme Fragen, Pfleger, die nicht zur Arbeit erschienen, drogensüchtige Krankenschwestern, sich in den Haaren liegende Mitarbeiter, und ein brüllender Werner, der sich über die Dummheit seines Personals aufregte. Es war kein Wunder, dass er immer so nervös war, einen Blutdruck von 220/110 hatte und 118 Kilo wog. Zum täglichen Ärger gesellten sich dann auch noch die unliebsamen Besuche des Gesundheitsamtes.

Wenn das Gesundheitsamt auftauchte, lief Werner immer zur Hochform auf. Eine ihrer Krankenschwestern marschierte ein Mal arrogant mit einem großen Schreibblock durch alle Etagen und füllte ganze 14 Seiten mit Vorschriftsverletzungen. Werner bekam es ganz ordentlich mit der Angst zu tun. Als im zweiten Stock ihr Hinterteil aus dem Kühlschrank im Schwesternzimmer herausragte, versteckte Werner kurzerhand ihren Schreibblock. Sie war außer sich vor Wut, als sie die nächste Eintragung machen wollte und den Block nicht finden konnte. Vergeblich suchte sie überall. Sie konnte sich schon

denken, dass es Werner gewesen war, aber nichts beweisen. Mit Zornesröte im Gesicht versicherte sie Werner, dass sie alle Notizen im Kopf habe. Vier Wochen später traf der schriftliche Bericht über die Vorschriftenverstöße ein. Werner verglich die Punkte mit den Notizen auf dem Schreibblock und sagte zu seinen Mitarbeitern mit einem breiten Grinsen, „Sie hat vieles vergessen!“

Wenn jemand vom Gesundheitsamt auftauchte, rannte Werner immer als erstes zum Kopierer und zog die Kabel heraus. Die Bitte um Kopien musste er dann ablehnen, da der Kopierer ‘kaputt’ war. Auf den Vorschlag einen Kopierdienst in Anspruch zu nehmen, mahnte Werner, dass die Patientenunterlagen nicht außer Haus gebracht werden dürfen. Ein Mal brachten sie sogar ihre eigene Kopiermaschine mit und schleppten sie in das Gebäude. Die Kopien waren fast unleserlich.

Wenn Bonnie aus der Buchhaltung die Leute vom Gesundheitsamt auf den Parkplatz fahren sah, schlug sie sofort Alarm im ganzen Gebäude. Einige Male halfen uns diese gewonnenen Minuten, unsere Haut zu retten.

Als ich Werner 1977 kennenlernte, war er gerade dabei, ein zusätzliches Stockwerk auf den neueren, ebenerdig angelegten Teil des Wil Mar zu bauen. Mann, war das eine Heidenarbeit! Und dazu kam noch eine Menge baulicher Probleme. Erstens musste alles dem Vorhandenen angepasst werden und zweitens machten die Stadtbehörde Utica und das Gesundheitsamt ständig Schwierigkeiten. Der gesamte Rohbau war gerade fertig gestellt, als der Herr vom Bauamt Utica verkündete, bei der Erteilung der Baugenehmigung sei ihm ein Fehler unterlaufen. Der Aufzug fehlte! Angesichts der zusätzlichen Kosten von über 35.000 Dollar für den Einbau eines Aufzugs verlor Werner die Fassung. Er beschloss, das gesamte Projekt aufzugeben. Da auch das Gesundheitsamt Auflagen machte, die den Ausbau verkomplizierten und verteuerten, blieb es bis zum heutigen Tage beim Rohbau. Werner benutzte dieses Obergeschoss als Lager.



St. Anne



Werner vorne St. Anne



Werner oben St. Anne



St. Anne



St. Anne

Gleichzeitig lief im St. Anne ein umfangreiches Bauprojekt. Dort ließ Werner über die gesamte Gebäudegrundfläche einen zweiten Stock aufsetzen und im Erdgeschoß baute er drei Aufenthaltsräume, eine große Eingangshalle und zwei Büros an. (Das kleine Büro wurde später meines, als ich im Januar 1981 dort zu arbeiten anfang.) Es gibt ein paar eindrucksvolle Bilder von Werner, wie er den Baufortschritt überprüft. Für den Boden und das Dach wurden Dockplanken verwendet. Lee Seymour, der Klempner, musste dann Löcher durch den ganzen Beton schneiden um Leitungen in den zweiten Stock legen zu können. Lee arbeitete abends, um Konfrontationen mit den Leuten von der Gewerkschaft zu vermeiden. Diese kamen nämlich vorbei um sicherzustellen, dass die Arbeiten nur von Mitgliedern der Gewerkschaft ausgeführt wurden. Werner sagte zu ihnen, dass Lee der Gewerkschaft angehörte, was aber nicht stimmte. Lee arbeitete

hauptsächlich alleine und hatte deshalb keinen Grund, der Gewerkschaft beizutreten. Die Bauarbeiter leisteten sehr gute Arbeit. Am Ende, als deren Chef André Vermuellen vorbei kam, um die Leistung seiner Arbeiter zu inspizieren, verstand er warum sie so lange dafür gebraucht hatten. Er hörte, dass Werner ihnen jeden Tag einen Kasten Bier bereitgestellt hatte. Die Elektriker der Firma Chuck Taylor wollten Lee den Kopf abreißen, weil er ihnen eines Abends den Heizofen geklaut hatte.

Eine Sache bemerkte Werner leider erst, als André und seine Arbeiter bereits weg waren. Sie hatten beim Anbau des Aufenthaltsraumes die das St. Anne umgebende Ablaufplatte ruiniert. Die Bedeutung dieser Platte verstanden wir erst, als es heftig regnete. Da sickerte plötzlich Wasser durch die Innenwände des Untergeschosses den Flur entlang herein. Manchmal lief es bis in den Physiotherapieraum und die Kapelle. Cindy Lerner und ich wischten eifrig auf und versuchten, den Fluss so gut wie möglich aufzuhalten. Natürlich wurden die Leute vom Gesundheitsamt eines Tages darauf aufmerksam und verlangten die Instandsetzung. Werner beauftragte eine Installationsfirma. Um sein Gebäude fürchtend sah er mit Entsetzen, wie sie den Beton im Flur des Korridors zu sprengen begannen. Sie waren auf der Suche nach dem Anschluss an den Abwasserkanal. Glücklicherweise fanden sie diesen ziemlich schnell. Sie waren zwar in der Lage, den Zustand erheblich zu verbessern, bei schweren Regenfällen drang jedoch immer noch Wasser ein.

Ein weiteres Ärgernis war Werners Verbrennungsofen im Untergeschoss des St. Anne Heimes. Wir verbrannten viel Papier, aber wenn Kunststoffe dabei waren, erfolgte starke Geruchsbildung und verbrannte Plastikrückstände schwebten durch die ganze Nachbarschaft. Sie rieselten auf Gärten und Schwimmbäder. Es folgten natürlich Anrufe bei der Stadtverwaltung, die einen Inspektor zu uns schickten. Dieser sah sich dann immer nur oberflächlich um und trug uns auf, kein Plastik mehr zu verbrennen.

Ein Mal streikten die Mitarbeiter der Müllabfuhr Detroit für eine geraume Zeit. Stinkender Abfall türmte sich rund um den Container. Hunde begannen darin zu wühlen und ihn überall zu verteilen. Werner überredete dann Rudi, den er gerade erst kennengelernt hatte, ihm beim Transport des Abfalls zur Mülldeponie zu helfen.

Cindy und ich führten einige unappetitliche Projekte durch. Wenn man Cindy richtig behandelte, war sie eine sehr kooperative Mitarbeiterin. Sie war intelligent, freundlich, und motiviert. Ihre Mutter Bonnie Lerner war unsere fähigste Buchhalterin und leitete das Büro vorne am Haupteingang des St. Anne. Der unangenehmste Job, den wir beide zusammen mit ein paar weiteren Mitarbeitern ausführten, war das Ausräuchern des Heimes vor dem Sprühen durch den Kammerjäger. Mit dem Nebel wollten wir die Kakerlaken veranlassen aus ihren Schlupflöchern zu kommen, damit sie gleich beim ersten Sprühen durch den Kammerjäger erledigt werden konnten. Wir benötigten eine gründliche Tiefenreinigung – das normale wöchentliche Sprühen des Kammerjägers dämmte das Problem nämlich nur oberflächlich ein, sozusagen die Spitze des Eisberges. Sowohl das Gesundheitsamt als auch Angehörige der Patienten forderten lautstark, die Plage endlich in den Griff zu bekommen. So begannen Cindy und ich morgens um neun Uhr mit dem Ausräuchern. Bis auf eine kurze Mittagspause arbeiteten wir

ununterbrochen bis etwa 16 Uhr. Da war uns dann schon ganz schlecht vor Kopfschmerzen, wir hatten ja diese chemischen Dämpfe den ganzen Tag lang eingeatmet. Aber...das Unterfangen war höchst erfolgreich. Ich glaube, wir erledigten an die 10.000 Kakerlaken! (Werner hätte uns niemals erlaubt, diese Zahl laut auszusprechen, aber mittlerweile ist es Schnee von gestern.) Wir waren beide mit einer Fliegenklatsche bewaffnet und zermatschten alle, die wir kriegen konnten. Die Patienten waren alle in Sicherheit gebracht – sie genossen ein langes Picknick auf dem Dach in frischer Luft. Als das Nebeln und Sprühen abgeschlossen war, lüfteten wir alles gut durch bevor wir die Patienten wieder herein brachten.

Aber es gab auch angenehmere Projekte wie zum Beispiel das Streichen der Wände im Untergeschoss. Das hat Cindy und mir viel Spaß gemacht und wir bedauerten, keine künstlerische Begabung zu haben - so gerne hätten wir LKWs und Häuser auf die Flurwände gemalt, und einen großen Sattelschlepper am Ende des Flurs, der so aussah, als würde er direkt auf uns zufahren. Cindy veranstaltete auch ein Mal eine Pyjama-Party für ihre Mitarbeiter. An jenem Abend wütete ein Schneesturm, sodass niemand nach Hause fahren konnte. Sie blieben alle über Nacht und schliefen im Untergeschoss in Sesseln. Am folgenden Tag waren sie dann schrecklich müde.

Ein von Cindy gegründetes Projekt trug bemerkenswert zur Bereicherung des Lebens unserer Physiotherapie-Patienten bei. Sie schmuggelte einen Kater ins Heim. Der Kater spazierte im Haus herum und zwar überall dort, wo Werner ihn bestimmt nicht sehen würde. Abends wurde er aus dem Fenster des Pausenraums ins Freie geschickt und am nächsten Morgen um 6 Uhr wieder hereingelassen. Da gab es dann Futter, Zuwendung und einen ruhigen Platz zum Schlafen. Tja, einige Monate später produzierte dieser 'Kater' vier Katzenbabies. Alle waren weiß und orange gefärbt und hatten an einer Seite ein paar Zehen zu viel. Wir quartierten die Kätzchen im Physiotherapie-Raum ein und hatten plötzlich Patienten, die ganz eifrig zur Therapie erschienen. Die Eskapaden der Katzenbabies waren herrlich anzusehen. Natürlich bekam Werner Wind von der Katze und den Katzenkindern, aber er hatte nichts dagegen. Sein einziger Vorbehalt bestand darin, dass das Gesundheitsamt keinen Grund zur Beschwerde bekam. Nach acht Wochen gelang es Cindy, alle Kätzchen gut unterzubringen, die meisten wurden von Mitarbeitern nach Hause genommen.

Cindy war später noch an einer anderen Tiergeschichte beteiligt, dieses Mal von Werner initiiert. Ein streunender Hund war am Haus meiner Mutter aufgetaucht. Da sie ihn fütterte, kehrte er immer wieder zu ihr zurück, wenn er Hunger hatte. Eines Nachts löste dieser Hund schreckliche Aufregung in der Gegend aus. Er war bei einem Nachbarn auf der Engel Straße durch das Fliegengitter einer Tür gesprungen und auf dem Bauch der schwangeren Frau gelandet. Die herbeigerufene Polizei dachte, der Hund gehöre meiner Mutter und trug ihr auf, ihn eingesperrt zu halten. Sie sagte, er gehöre ihr nicht und beschloss, ihn nun nicht mehr zu füttern. Sie konnte nur einen Hund halten und hatte ja bereits Taffy. Natürlich blieb Taffy bei ihr und somit musste Sport weg. Also packte ich Sport in mein Auto und fuhr mit ihm zu Werner. Zu jener Zeit hatten wir gerade keinen Hund. Werner war ein großer Hundefreund und sagte, der neue Hund könne im Hof bleiben. Ich fütterte Sport und ließ ihn dann draußen. Es dauerte keine fünf Minuten, da

übersprang Sport unseren zwei Meter hohen Zaun in die Freiheit. Man erzählte uns, dass man ihn auf der Cass und der Auburn Straße gesehen hätte und wie geschickt er beim Überqueren der Straßen war. Aufmerksam beobachtete er die Fahrzeuge und wartete geduldig, bis die Straße frei war. Sport tauchte wieder bei uns auf, weil er hungrig war. Nachdem Werner ihn gefüttert hatte, verabschiedete er sich erneut. Irgendwann wurde er aufgegriffen und in ein Tierheim gebracht, wo er sich bei einer Beisserei Verletzungen zuzog. Werner fuhr dort hin, um ihn heraus zu holen, konnte ihn aber nicht gleich mitnehmen. Er musste für Impfungen und Medikamente bezahlen und zehn Tage warten, damit festgestellt werden konnte, dass er frei von Krankheiten war. Zehn Tage später befreite Werner ihn und nahm ihn mit nach St. Anne in sein Büro. Cindy kam herein, und nachdem sie sich wieder wegen des Hundes beruhigt hatte, erklärte sie, er benötige dringend ein Bad. Sie führte ihn ab in eine Patientenbadewanne, schrubbte ihn gründlich, besprühte zum Schluss seinen Schwanz mit Parfüm und brachte ihn zurück in Werners Büro. Sport wurde dann von uns allen gelobt und er wedelte freudig mit seinem parfümierten Schwanz. Ich zitiere Werners Worte: „Hier riecht es ja wie in einem französischen Bordell!“ (Werner hatte immer gesagt, dass Parfüm und Eau de Cologne nur etwas für Leute sei, die sich nicht regelmäßig wuschen und den Eigengeruch überdecken wollten.) Nach der Arbeit informierte mich Werner darüber, dass wir bei Al Kavan, einer Gaststätte in der Housten-Whittier Straße, etwa anderthalb Kilometer vom St. Anne eine Besprechung hätten. Ich sollte mit meinem Wagen voraus fahren, er würde dann Sport mit seinem Auto mitnehmen. Nach der Besprechung sah ich keinen Hund in Werners Auto. „Was ist mit Sport passiert?“ wollte ich wissen. „Oh, der verflixte Hund,“ antwortete Werner, „als ich meine Wagentür öffnete und ihm befahl einzusteigen, drehte er sich um und lief die Cadieux Straße Richtung Chandler Park Straße hinunter.“ Seitdem haben wir Sport nicht mehr gesehen und auch nichts über ihn gehört.

Nach Fertigstellung des neuen zweiten Stocks im St. Anne brauchte Werner natürlich Betten und Möbel. Der Bau sah wirklich schön aus. Die Zimmer waren geräumig, mit großen Fenstern und gefliesten Böden, für die Werner hübsche Farbkombinationen ausgesucht hatte. Beim Kauf der Betten konnte Werner viel Geld sparen, indem er an einer Reihe von Krankenhaus- und Heimauktionen für gebrauchte Betten und Möbel teilnahm. Das war vielleicht immer ein Zirkus! Und Werner war in seinem Element! Zuerst inspizierten wir die Stücke und suchten uns die besten aus im Rahmen dessen, was Werner ausgeben wollte. Er besorgte sich seine Bieterkarte, bezahlte sein Handgeld und los ging's! In der Annahme, dass am Anfang am meisten geboten würde, wartete Werner immer auf den zweiten oder dritten Posten einer Ware. Manchmal stimmte das, aber oft auch nicht. Ein Mal boten er und Mali gegeneinander und da sagte er zu Mali, es gäbe draußen noch mehr von dieser Ware in gleicher Qualität, er solle doch aufhören zu bieten. Daraufhin wies der Auktionär Werner in strengem Ton darauf hin, dass solche Absprachen rechtswidrig seien. Werner konnte gewöhnlich alles, was er sich vorgenommen hatte, erwerben und musste auch kaum von seinen Preisvorstellungen abweichen. Probleme gab es immer erst wenn es um den Abtransport der Ware ging. Oft waren bereits Teile der Ladung gestohlen, als man sie abholen wollte. Für den Transport der Möbel, die Werner von einem geschlossenen Kreispflegeheim in Mason/Michigan erworben hatte, brauchten wir einen Sattelschlepper. Tom Armbruster hatte einen Freund, ein Vietnam-Veteran, der so ein Ungetüm fahren wollte und die entsprechende

Fahrerlaubnis besaß. Der Preis war in Ordnung, aber er wollte in bar bezahlt werden. So weit, so gut. Was mich nervös machte war die Tatsache, dass dieser Mann beide Beine verloren hatte und nun die Pedale dieses schweren, bei weitem nicht mehr neuen Fahrzeugs mit zwei Prothesen bediente. Ich saß auf der Fahrt neben ihm und sah, wie er sich abmühte. Werner hatte zusätzlich noch ein paar Arbeitslose als Aushilfen angeheuert, die er beim Arbeitsamt Detroit aufgebabelt hatte.

Den ganzen Tag verbrachten wir also mit dem Auf- und Abladen der ersteigerten Betten, Nachttische und Tische, die an Betten befestigt werden. Als wir die Möbel abholten, sah Werner Vorhänge für zwischen die Betten, auf die niemand Anspruch erhoben hatte. Da wir als letzte unsere Ware abholten und es auch der letzte Tag der Versteigerung gewesen war, ließ Werner mich alle diese Vorhänge einsammeln und in sein Auto verfrachten. Und dann entdeckte Werner doch tatsächlich noch ein Klavier, das da einsam in der Ladezone stand. Die Männer luden dieses natürlich auch noch auf. Zwei oder drei Mal fuhren wir hin und her, der Sattelschlepper jedes Mal voll bepackt mit Betten. Abends waren die Männer dann gänzlich erschöpft. Am nächsten Tag staunten die Aushilfen nicht schlecht. Sie mussten sich bei meinem Bruder Doug melden, der ihr Bewährungshelfer war. Ich hatte Doug natürlich von unserem großen Transport erzählt und als er dann die blauen Flecken auf den Armen der Männer sah, sagte er, „Wie ich sehe, habt ihr gestern den ganzen Tag Betten auf- und abgeladen.“ Die Männer konnten sich nicht erklären, wie Doug das wissen konnte. Die Möbel machten sich im neuen zweiten Stock des St. Anne wirklich gut. Es waren sogar noch Betten übrig, die wir gegen ältere in den anderen Fluren tauschten. Werner suchte dann die besten der ausgetauschten Betten heraus und brachte sie nach Wil Mar, wo er wiederum die schlechtesten entfernte. Ein Mal, und zwar kurz vor dem Gewerkschaftsfiasko, hatten wir zwei Betten für Wil Mar gekauft, die elektrisch verstellbar waren. Leider warf jemand von der Gewerkschaftskampagne die Kontrollbedienung weg.

Rohrbrüche kamen des öfteren (besonders an sehr kalten Tagen) vor, und ein Mal stand das Wasser im Untergeschoss fast einen Meter hoch. Es überflutete auch den Teppich in Werners Büro, von wo eine Woche später ein unerträglich strenger Geruch ausströmte. Werner hing jedoch an diesem Teppich und wollte ihn unbedingt behalten. Maxine Parrish, seine Sekretärin, konnte eines Tages den Schimmel nicht mehr ertragen und hatte eine Überraschung für Werner bereit. Als er zur Arbeit kam, fand er seinen Teppich in viele Stücke zerschnitten draußen vor seinem Büfenster. Diese Geschichte erzählte Werner verärgert viele Jahre lang. Witzig konnte er diesen Vorfall erst VIEL VIEL SPÄTER finden.

Als ich am Anfang im St. Anne arbeitete, erhielten wir eines Morgens um 4 Uhr einen Anruf. In der Heimküche hatte es einen Rohrbruch gegeben und das Wasser lief bereits in den Gang. Werner und ich warfen uns in die Kleider und eilten an den Ort des Disasters. Es handelte sich um ein 7,5cm dickes Rohr im Besenschrank an der Außenwand. Die ganze Küche war überflutet. Glücklicherweise fand Werner den Absperrhahn und dann brauchten wir nur noch auf den Installateur zu warten, der das Rohr erneuerte.

Werner konnte ganz gut mit einer Rohrzange umgehen; bei den Wohnungen in der Fort Straße in Detroit war sie nämlich ständig in Gebrauch. Er war auch stolz darauf, Lecks in

Bleirohren reparieren zu können. (Die Wohnungen waren alle mit Bleirohren ausgestattet. Wenn ein kleines Loch entstanden war, musste man das Rohr rund um das Loch erhitzen und das flüssig gewordene Blei dann verwischen, damit sich das Loch schloss.)

Im St. Anne gab Werner etliche Parties. Diese begannen üblicherweise in seinem Büro und weiteten sich dann in den Flur des Untergeschosses aus. Werner war dabei immer in bester Stimmung, wie sehr es ihn anstregte, ahnte niemand. Normalerweise nahm er zu Beginn der Party zum Aufbauen ein paar Drinks zu sich, und dann lief er zur Hochform auf. Wenn alles vorbei war, fiel er völlig erschöpft ins Bett. Bei diesen Parties kreuzten oft seine Verflorenen auf, die sich mit ihm unterhalten wollten. Ein Mal erschien seine frühere Freundin Barbara Waldo mit ihrem Verlobten. Über eine Stunde lang saß sie an Werners Konferenztisch und machte ganz offensichtlich Vergleichsstudien zwischen Werner und ihrem Verlobten. Ein anderes Mal (und davon gibt es ein Bild) saß Werner auf der Couch und wurde von zwei Frauen traktiert. Auf derselben Couch saß auch Schwester Mary Esther, der extremes Unbehagen ins Gesicht geschrieben stand! (Sie war meine Lehrerin in der fünften Klasse – die beste Lehrerin, die ich je hatte.) Die Welt ist klein.

Zusammen mit ihrem Vater spielte Judy Oust während der Weihnachtsfeier im zweiten Stock des St. Anne Klavier. Werner liebte diese musikalische Darbietung und bewunderte die großartige Leistung. Judy war viel zu zart für Werner, aber er mochte sie als Mensch und er schätzte ihre künstlerischen Fähigkeiten. Hauptberuflich arbeitete sie in der Anzeigenabteilung einer Werbeagentur. Für Werner entwarf sie den St. Anne Prospekt, der an interessierte Familien ausgegeben wurde. Der Werbespruch lautete: "Wir sorgen für die, um die Sie sich Sorgen machen." Judy hatte dichterisches Talent. Sie schenkte Werner ein Mal ein Buch mit Gedichten und war sehr stolz, dass eines von ihr darin veröffentlicht war. Beim Lesen ihres Gedichtes fragte ich mich, ob sie darin vielleicht ihre Gefühle für Werner zum Ausdruck gebracht hatte.

Im September 1977, übrigens unser erster gemeinsamer September, besuchten wir eine Altenpflegeheim-Konferenz in Boyne Mountain. Werner wollte aus Sentimentalität in dem alten Gästehaus statt der neuen Wohnung absteigen (wahrscheinlich war es auch billiger). Wir haben dort eine sehr glückliche Zeit verbracht. Ich fand auch eine Tennispartnerin, eine Frau von einem anderen Heim. Da ich zu jener Zeit noch nicht im Heim tätig war, vertrieb ich mir die Zeit mit ‚Nichtstun‘, während Werner an der Konferenz teilnahm. Um zwei Uhr morgens erhielten wir einen Anruf von einem recht betrunkenen Tom Armbruster, der gerade aus einer Bar kam. Er sagte, dass es sehr stark regnete und der zweite Stock des St. Anne kein Dach mehr hätte. Das Wasser lief bereits in den Patientenzimmern im ersten Stock an den Wänden herunter. Irgend jemand hätte schon das Gesundheitsamt benachrichtigt und Frau Shott hätte gedroht, die Patienten auszuquartieren, wenn das Problem nicht unverzüglich beseitigt würde. Also packten Werner und ich sofort unsere Sachen und machten uns auf die Heimreise. Werner regte sich fürchterlich über Tom auf; erstens weil er nicht selbst etwas unternommen hatte und zweitens, weil er nicht bereits um 4 Uhr Nachmittag angerufen hatte, wo man noch Hilfe

hätte organisieren können. Dann hätte Werner die Konferenz nicht abbrechen müssen. Von dieser kurzen Dienstreise haben wir ein paar schöne Bilder.



Werner in Boyne Mountain

Wir sind übrigens später noch ein Mal zu einer Konferenz in Boyne Mountain gefahren. Als wir in ein feines Gästehaus auf der anderen Seite des Berges zum Abendessen gehen wollten, verwehrte man Werner den Einlass in den großen Speisesaal, weil er eine kurze Hose trug. Also speisten wir draußen an einem einfachen langen Tisch. Das war eigentlich völlig in Ordnung, aber Werner fühlte sich auf den Schlips getreten, weil man ihn nicht in den Speisesaal gelassen hatte. Plötzlich fiel ihm ein, dass er etwas im Zimmer vergessen hatte und eben hinfahren müsse. Ich sollte ihm inzwischen den Platz freihalten und auf ihn warten. Mir gegenüber am anderen Ende des langen Tisches saßen weitere Heimleiter. Auf ein Mal hörte ich, wie eine Person gefragt wurde, ob sie denn den Schnee für die Party besorgt hätte. Ich war total schockiert, denn es fielen noch mehrere Anspielungen auf Straßendrogen. Im Geiste sah ich schon eine Polizeirazzia während der Konferenz vor mir und die Schlagzeilen über Drogen konsumierende Heimleiter in der Tageszeitung. Etwa fünf Jahre später starb einer von ihnen an übermäßigem Drogenkonsum. Er war erst in seinen Vierzigern. Der allgemeine Kommentar zu dem frühen Ableben lautete, er habe mit seiner Gesundheit gespielt. Im selben Jahr, und zwar während der ‚Tip Up Town‘ Festlichkeiten, kam es zu einem schweren Unfall, als ein Verwalter aus dieser Clique am Houghton See nach Drogenkonsum mitten in der Nacht Snowmobil fuhr. Er krachte in ein anderes Snowmobil und trug eine Kopfverletzung mit irreversiblen Hirnschädigungen davon. Ich habe gehört, dass man versuche, ihm das eigenständige Anziehen und Essen wieder beizubringen.

Später wurde ein drittes Mitglied dieser Clique nach einer Sex-Geschichte auf der Straße angegriffen. Er starb als er versuchte, mit seinem Auto wegzufahren. Das war ein ergreifender Skandal. Dieser Paul Kosnic war ursprünglich katholischer Priester gewesen. Er legte sein Amt nieder, um eine Nonne zu heiraten. Sie hatten vier Kinder, aber Paul ließ sich scheiden. Dann hatte er ein Verhältnis mit Gail Hill, einer zügellosen Frau mit Kindern aus früherer Ehe. Paul heiratete sie und er fand eine Anstellung als Verwalter des Heimes an der Ecke Connor und Warren Avenue in Detroit, einer ziemlich miesen Gegend. Er verließ das Heim eines Abends gegen 19 Uhr, ging nach Hause und aß mit seiner Stieftochter und deren schwarzer Freundin zu Abend. Anschließend überredete er das schwarze Mädchen, mit ihm Sex gegen Bezahlung zu haben. Sie stimmte zu und sagte, es solle bei ihr zu Hause in der Detroiter Innenstadt stattfinden. Also fuhr er mit ihr dort hin. Sie bat ihn, auf der Straße hinter ihrem Haus zu parken, und dort stach sie dann, gemeinsam mit einem anderen Mädchen auf ihn ein. Er legte den Gang ein und wollte davon fahren. Aber nur drei Häuser weiter ist er verblutet und brach über dem Lenkrad zusammen. Das farbige Mädchen drückte seinen Oberkörper vom

Lenkrad zurück auf die Rückenlehne, setzte sich auf seinen Schoß und fuhr auf dem Toten sitzend weiter. Sie wurde später festgenommen und verurteilt. Gail aber wurde von da an von allen, die mit Altenheimen zu tun hatten schief angesehen, da man sie als Schuldige hinter der ganzen Sache vermutete. Sie reichte den Antrag auf Auszahlung seiner Lebensversicherung über seine neue Anstellung ein, erlebte jedoch eine riesengroße Enttäuschung. Er wurde abgelehnt, da seine Police erst ein paar Stunden nach seinem Tod, genau um Mitternacht, wirksam werden sollte. Man kann sich nun aussuchen, ob es einfach nur Pech oder aber Verrechnung war.

Mehrere der Heimleiter waren ziemlich abgebrüht. Einigen sagt man sogar nach, sie gehörten zur Mafia. Ich habe Werner oft inständig gebeten, sich von diesen Typen fern zu halten, was er normalerweise auch tat. Aber gelegentlich war ein Geschäft einfach zu verlockend und Werner steckte seine Nase in deren Angelegenheiten. Zum Beispiel der Deal mit Cook und Pete Bellanca. Das machte mir richtig Angst. Ich warnte Werner, dass er bei diesen Haien niemals gewinnen könne. Er erkannte es schließlich auch selbst und zog sich aus dem Geschäft zurück. Ein anderes Mal hatte er jedoch bereits \$10,000 Handgeld bezahlt und verloren, als das Geschäft nicht zustande kam.

Eine interessante Person, mit der Werner in seinen frühen Heimjahren in Berührung kam, war der Rechtsanwalt Dave Lebenbom. Herr Lebenbom hielt sich für den kompetentesten Anwalt in Sachen Alten- und Pflegeheim. Er nahm an zahllosen Dienstbesprechungen teil und zwang Eigentümer Sammelklagen gegen den Staat einzureichen, um ein besseres Entschädigungssystem zu erreichen. Von den meisten Heimen kassierte der Verband der Altenheimenrichtungen regelmäßig Tausende von Dollar, wobei immer nur eine knappe Zusammenfassung des jeweiligen Verfahrensstandes mitgeteilt wurde. Am Ende kam es in keinem der Verfahren jemals zu einer Gerichtsverhandlung, denn sobald der Staat befürchtete, den Prozess zu verlieren, erhöhte er die Entschädigungssätze. Rückwirkend gab es nichts, aber neue Berechnungssätze für die Zukunft.

Als ich Wil Mar übernahm, brachte Lebenbom Werner und mich dazu, Klage gegen den Staat anzustreben, weil man nicht für die Krankenschwester bezahlen wollte, die wir für die Nachmittagschicht neu einstellen sollten. Werner wartete mit der Einstellung, bis die erste Zahlung fällig war. (Werner traute dem Staat nie, wenn es um versprochene Rechnungsposten ging. Er wartete mit neuem Personal, neuen Programmen etc. immer bis zur ersten Zahlung, damit er nicht Gefahr lief, es schließlich aus eigener Tasche bezahlen zu müssen.) Auf Anraten Herrn Lebenboms reichten wir also Klage ein. Und das ging daneben. Lebenbom hatte den Fall nicht selbst bearbeitet, sondern an seinen neuen Juniorpartner - und die Betonung liegt auf Junior - Andy Rothman abgegeben. Ich nenne Rothman den 'Ein-Schuss Rothman', weil er nur einen einzigen Pfeil im Köcher mitführte. Als dieser Pfeil verschossen war, hatte er nichts mehr nachzusetzen. Er hing an Lebenboms Rockschoßen. Ich sagte zu Werner, dass mich Dave Lebenbom auch nicht sonderlich beeindruckte. Dave hatte gemeinsam mit einigen Spitzen-Heimeigentümern ein neues Entschädigungssystem ausgeklügelt, es vom Staat trickreich für sich herausgeholt, und wenn dann die restlichen Eigentümer nachziehen wollten, änderte der Staat die Vorschriften, die Lebenbom wiederum zu umgehen wusste. Nach Werners Tod wollte Dave wieder eine Sammelklage starten, aber da waren die alten Heimleiter bereits

im Ruhestand oder verstorben und die Jungen waren schlau genug, sich nicht ködern zu lassen.

Als ich Werner kennen lernte und ihn in Lebenboms Anwaltsbüro begleitete, stellte ich fest, dass zwischen den beiden eine interessante Beziehung bestand. Lebenbom schätzte und bewunderte Werner dafür, was dieser aus eigener Kraft zustande gebracht hatte. Er nannte Werner den 'Renaissance-Mann' und lobte seine facettenreiche Persönlichkeit und Brillanz.

Lebenbom und Morris Brenner waren Werners Hauptanwälte während der Altenheim-Ära. Beide waren intelligent, gerissen, und äußerst kreativ in ihrer Rechnungsstellung. Es gab ständig Auseinandersetzungen wegen des Honorars. Was Werner und ich interessant fanden war die Tatsache, dass diese hoch intelligenten Männer Söhne hatten, die ihren Vätern nicht annähernd das Wasser reichen konnten. Beide Söhne des Morris wurden Anwälte, waren jedoch bereits bei einfachen Fragen überfordert und mussten ihren Vater konsultieren. Lebenbom hatte seinen 18-jährigen Sohn zur Heimleiter-Konferenz in Boyne Mountain mitgebracht – dieser erschien in Jeans und einem abgetragenen T-Shirt zu einem formellen Abendessen am See. Er hatte seine Kamera dabei und erzählte, dass er sehr gerne fotografiere, aber leider nur schwarz-weiße Bilder machen könne, da Farbfilme zu teuer seien. Das war ziemlich peinlich für seinen reichen Vater.

Ein paar Jahre später besuchten wir eine weitere Konferenz in Boyne Mountain. Werner hatte angekündigt, dass er in seinem neuen Kleinbus anreisen würde und alle, die ihn kannten, waren sehr gespannt. Denn Werner kaufte niemals ein neues Auto – er fuhr immer eine alte ungepflegte Kiste. So wurden wir bei unserer Ankunft von seinen Freunden bereits draußen auf der Straße erwartet, als wir mit unserem 'neuen' Wagen ankamen, einem 1980er Baujahr mit flatternden Kotflügeln und lautem 'blucker-blucker' Geräusch (bei etwas schnellerer Fahrt waren auf Grund des gesprungenen Krümmers auch noch ganz andere Geräusche zu vernehmen). Da standen sie also mit offenem Mund – und Werner nahm ihre Bestürzung gar nicht wahr, so stolz war er auf sein Schnäppchen. Er hatte nur 485 Dollar für den Wagen bezahlt und war dabei, 1600 Kilometer aus dem Fahrzeug heraus zu holen. Meine Sorge? Ich hatte Angst, dass wir an dem vielen Kohlenmonoxyd aus dem kaputten Krümmer ersticken würden. Hatte ich Sorge mein Gesicht zu verlieren? Ganz und gar nicht. Ich war zu sehr damit beschäftigt, Werners gelungene Zirkuseinlage zu beobachten.

Am zweiten Abend gingen wir mit Hari und seiner Frau zum Essen in den großen Speisesaal. Während des Essens drückte Werner sein Mißfallen an etwas Gesagtem aus, indem er wie ein Koyote heulte. Das konnte er sehr gut. Carlene lachte sich halb tot. Carlene und Hari zogen sich dann vor uns zurück. Als wir später durch den Flur gingen und an ihrer Zimmertür vorbei kamen, hörten wir merkwürdige Laute. Werner lauschte und erkannte Carlenes Stimme, die das Koyotengeheul übte. Er legte seinen Kopf schief und antwortete vom Flur aus mit seinem besten Koyotenheulen. Carlenes Heulen ging in Lachen über, als sie Werners Antwort hörte. So etwas war klassisch für Werner. Wie wir am nächsten Tag erfuhren, saß Carlene in der Badewanne, als sie diese Töne von sich gab.

Wir hatten Bear auf diese Reise mitgenommen und es gibt ein paar nette Bilder von Werner und Bear am Wasserrad in Boyne. Tagsüber ließen wir Bear im Zimmer. Er war ein wohl erzogener Hund. Wir brachten das 'Bitte nicht stören' Schild an der Tür an, und ich führte ihn ungefähr fünf Mal aus.

Später nahmen wir ein Mal an einer Altenheim-Konferenz in Schuss Mountain teil. Wir nahmen unseren jungen Hund mit, der brav im Hotelzimmer wartete, während wir Konferenzveranstaltungen besuchten. Wir hatten ihn vor unserer Abreise noch entwurmt. Als er am Konferenzort draußen sein Geschäft verrichtet hatte, entdeckte ich mit Entsetzen unzählige sich windende Würmer in seinem Stuhl. Der arme Kerl muss wirklich gelitten haben. Wir hatten viel Spaß mit ihm am Teich, aus dem er die Stöcke herausholte, die wir für ihn hineinwarfen. Schwimmend holte er selbst die, die ich ins tiefe Wasser geworfen hatte. Er war zwar auch an den Gänsen interessiert, die waren allerdings zu weit draußen.

Wir besuchten auch Altenheim-Konferenzen, die in unserer Gegend und üblicherweise in Hotels abgehalten wurden. Werner regte sich dabei oft über das Gehabe der Verwalter und Direktoren auf. Sie versuchten mehr darzustellen, als sie in Wirklichkeit waren. Werner sagte, es gäbe viele solcher Menschen mit Fassade, ihn habe man jedoch gemäß der deutschen Devise "mehr sein als scheinen" erzogen. Und das traf in der Tat auf Werner zu. Er war ein viel wertvollerer und intelligenterer Mensch, als sein Äußeres verriet. Ein besonderes Reizthema stellte bei jenen Zusammenkünften die Bewirtungsrechnung dar, wenn einige der Herren gleich mehrere Getränke bestellten und die Rechnung am Ende auf alle Personen gleichmäßig verteilt wurde. Werner hatte diese Art der Gruppen-Abrechnung mehrmals energisch kritisiert, ist jedoch jedes Mal überstimmt worden. Schließlich sagte er zu mir, ich solle mir das Teuerste aussuchen, das auf der Karte zu finden sei und vielleicht sogar zwei teure Gerichte bestellen, wenn ich sie essen könne. Es machte ihn wütend, für andere die Getränke an der Bar bezahlen zu müssen. Werner hat es immer geschätzt, dass ich keinen Alkohol trank. Er mochte keine Frauen, die alkoholische Getränke zu sich nahmen, aus Angst sie könnten die Kontrolle über sich verlieren.

Werner besaß eine gräßliche Angewohnheit. Auf Fachtreffen oder Seminaren stand er mitten in einem Vortrag auf und suchte das nächstgelegene Telefon auf. Von dort führte er dann Gespräche mit so gewaltiger Stimme, dass es bis in den Vortragsraum zu hören war. Ich kann gar nicht verstehen, warum ihn außer mir nie jemand gerügt hat.

Werner trug immer und überall sein metallenes Klapp-Telefonverzeichnis bei sich. Es war neben seinen Unterlagen und anderen notwendigen Dingen einschließlich kleiner Ersatzteile in einer billigen Vinyl-Aktentasche verstaut. Als dann seine Prostatavergrößerung problematisch wurde, gesellte sich zu dem Aktentascheninhalt ein Katheter hinzu. Lange hatte er nach einem passenden Etui dafür gesucht, und sich schließlich für eine runde deutsche Seifenschale aus Plastik entschieden. Später trug er diese in seiner Hosentasche. Das Telefonverzeichnis war für ihn lebenswichtig und begleitete ihn überall hin. Ein Mal mussten wir dringend nach Buffalo fliegen, weil Werner nicht mehr Wasser lassen konnte. Wir stellten unseren Wagen am

Flughafenparkplatz ab und beim Aussteigen fiel das Telefonverzeichnis auf den Boden. Als Werner es dann vermisste, rief er Rudi an und schickte ihn zum Flughafen, um es zu suchen. Hinten in dem Verzeichnis gab es eine Reihe von verschlüsselten Geheimrufnummern, darunter auch die von Dinora. Und auf der ersten Seite war groß zu lesen: „100 Dollar Belohnung für den ehrlichen Finder dieses Telefonverzeichnisses.“

Werner pflegte die Leute vom Gesundheitsamt als amerikanische Kommunisten zu bezeichnen. Sue Keester, Grace La Rocca und Phyllis De Yonker lachten über ihn, wenn er dies auf öffentlichen Zusammenkünften von sich gab – aber, jeder hat mal Glück im Leben. Und so geschah es, dass der Satz „Das Gesundheitsamt besteht aus einem Haufen Kommunisten“ in der *Detroit*er Tageszeitung als Ausspruch dieser drei Damen zitiert wurde. Ich zeigte den Artikel sofort Werner, der gar nicht überrascht schien. „Früher oder später werden alle die Wahrheit erkennen“ sagte er.

Werner spielte bei Besprechungen, und besonders bei Altenheim-Konferenzen immer verrückt. Ein Mal betrat er den Besprechungsraum mit dem Gesicht voller Lippenstiftabdrücke von Toni. Bei jeder Zusammenkunft gab er liebend gerne so etwas Ungeheuerliches von sich, dass die ganze Gruppe mit den Augen rollte, und wenn er vorher bei einer Überprüfung nicht sonderlich gut abgeschnitten hatte, ging er bei dieser Gelegenheit mit den Mitarbeitern des Gesundheitsamtes hart ins Gericht. Ich erinnere mich an ein Altenheimseminar im *Detroit*er Krankenhaus an der Jefferson Straße. Es fand im Juli, kurz nach meiner Brustamputation, statt und wurde wegen des strahlend schönen Tages im Freien abgehalten. Wir hatten alle Platz genommen, als uns Bienen umschwärmten. Wegen meiner fehlenden Lymphknoten war ich nach meiner Operation darauf hingewiesen worden, dass ein Bienenstich an meinem rechten Arm tödlich für mich ausgehen könne. Folglich bekam ich Panik, außerdem waren meine Metallklammern noch nicht entfernt und ich litt noch an Schmerzen. Also bat ich Werner, etwas gegen die Bienen zu unternehmen. Ihn interessierten die Bienen überhaupt nicht und er ignorierte mich. Auf Grund meiner Hartnäckigkeit begann er dann allerdings die Flugeigenschaften einer Biene zu studieren. Er trank seinen Pappbecher leer, stülpte ihn geschickt über sie, und platzierte den Becher auf dem Tisch. So verfuhr er dann noch mit weiteren sechs Pappbechern und ebensovielen Bienen. Ängstlich beäugte ich die vor uns aufgereihten Becher für den Rest der Veranstaltung. Als wir schließlich aufbrachen, drehte er alle Becher wieder um und gab den Bienen die Freiheit. Ich rannte, so schnell mich meine Füße trugen.

Am selben Tag hatte sich Werner auch wieder ein Mal von seiner 'besten' Seite gezeigt. Jean Jackson hatte einige Wochen vorher eine Überprüfung bei uns durchgeführt, bei der wir gar nicht gut abschnitten, und nun brannte Werner förmlich darauf, ihr das heimzuzahlen. Die großen Bosse und sämtliche Mitarbeiter des Gesundheitsamtes waren an jenem Tag anwesend, sowohl aus *Detroit* als auch aus *Lansing*. Viele von ihnen waren von schwarzer Hautfarbe und eng mit Jean Jackson befreundet. „Ich werde ihnen jetzt gleich erzählen, was das für eine ist, diese Jean Jackson,“ drohte Werner. „Oh nein, tu das bloß nicht! Damit bringst du uns in ganz große Schwierigkeiten,“ warnte ich ihn. Das interessierte ihn überhaupt nicht, er wollte nur eines: Dampf ablassen. „NEIN!“ sagte ich. „DOCH!“ war seine Antwort. Verzweifelt hielt ich ihm mit einer Hand den Mund zu, mit

der anderen hielt ich an seinem Gürtel fest, damit er nicht aufstehe. Aber ich hatte keine Chance. Mit voller Wucht sprang er auf und begann sich vor versammeltem Publikum (Gesundheitsamt, Heimleiter und Pflegedirektoren) über Jean Jackson auszulassen. Den neuen Teilnehmern von anderen Altenheimen fielen fast die Augen aus dem Kopf – sie konnten nicht glauben, was sie da hörten und waren sicher, dass hier ein Heimbewohner gerade Kopf und Kragen verlor. Die Reaktion des Gesundheitsamtes? Ein verstecktes Lächeln – Wilhelm palavert mal wieder. Die Dinge, die Werner bei solchen Veranstaltungen und bei amtlichen Überprüfungen von sich gab, machten anschließend die Runde im Gesundheitsamt und wurden bei jedem Erzählen noch etwas mehr ausgeschmückt. Spitzenreiter war jedenfalls Werners „Diese gottverdammten, amerikanischen Kommunistenschweine“. Frau Shott, die Leiterin des Gesundheitsamtes in Detroit, gestand eine kleine Schwäche für Werner zu haben. „Ich verstehe Wilhelm,“ sagte sie „mein Vater war Deutscher und verhielt sich genauso.“ Ich glaube, sie war ein bisschen in Werner verschossen und Werner stimmte mir zu. Wenn Carleen fragte, warum sich Wilhelm dieses unerhörte Benehmen eigentlich erlauben könne, erhielt sie zur Antwort „weil er Wilhelm ist.“ „Mich würdet Ihr in der Luft zerreißen, wenn ich mich so aufführte,“ sagte sie. „Das ist absolut richtig,“ bekam sie zu hören. „Aber WARUM?“ „Weil ER eben Wilhelm ist und DU nicht.“

Im Jahr 1977 hatte sich Werner dermaßen über das Gesundheitsamt im Wil Mar geärgert, dass sein Blutdruck auf gefährlich hohe Werte anstieg. Mit 220/110 schimpfte er sie alles, was sein Repertoire hergab, vorzugsweise ‘gottverdammte amerikanische Kommunistenschweine’. Damals kannte ich ihn noch nicht so gut und fragte mich allen Ernstes, ob er denn unter irgendeiner Störung leide. Er konnte nämlich stundenlang heftigst und mit hochrotem Kopf fluchen. Später erkannte ich jedoch die Problematik und sah wie faschistisch das Gesundheitsamt sein konnte. Seine Reaktion war demnach nicht überzogen. Werner hatte Wil Mar 1974 auf Drängen seines Steuerberaters Morris Bernstein erworben. Werner hatte Bedenken, da das Heim sehr alt war und vieles gegen die amtlichen Vorschriften verstieß. Morris ließ jedoch nicht locker und sagte, Werner müsse es nur mindestens zwei Jahre behalten, um keinen Verlust zu erleiden – und wenn er es länger führte, könne er damit gutes Geld verdienen. Nach einigem Hin und Her ließ sich Werner schließlich überreden und kaufte Wil Mar am 31. Dezember 1974 von Dr. und Helen Hirth. Für Frau Hirth bedeutete der Verkauf so eine Erleichterung, dass sie sogar nach Birmingham fuhr und sich dort für die Vertragsunterzeichnung ein neues Kleid kaufte. Nach dem Geschäftsabschluss packten die Eheleute Hirth ihre Sachen und zogen mit ihren Kindern Bill und Margaret Le Moyne nach Arizona. Das ermöglichte ihrem Sohn Bill einen Neuanfang. Der war nämlich in Utica als recht aktiver Spanner bekannt und es kam nicht selten vor, dass Nachbarn die Polizei riefen. Auf Grund seiner reichen Eltern kam er aber jedes Mal ungeschoren davon. Dr. Hirth hatte ursprünglich eine Zahnarztpraxis in einem noblen Haus an der Ecke von Cass und Summers Avenue geführt, wo er auch wohnte. Als er in den Ruhestand ging, zog er in seine neu gebaute Wohnung in der Brownell Straße gleich hinter der Cass Avenue, die sich an weitere drei Wohnungen anschloss. Er schlief im Untergeschoss, die Schlafzimmer seiner Frau und der Kinder befanden sich oben.

Werner zog 1972 in eine Wohnung der Hirths. Das Haus war in den Jahren 1949/50 von Marvin Stadler, damals 17 Jahre alt, zusammen mit seinem Vater und Großvater gebaut worden, alle phantastische Schreiner. Die vier Wohnungen der Hirths befanden sich in der Brownell Straße, gleich hinter dem Altenheim. Die Wohnung, die sie bezogen, war von der Cass Avenue aus zu erreichen, die anderen drei von der Brownell Straße.

Eigentlich hatte Werner dort zwei Altenheime, denn er hatte die hinteren Wohnungen in Patientenzimmer umgewandelt, während die übrigen Patienten im alten weißen Hauptgebäude untergebracht waren. Da die beiden Gebäude nicht miteinander verbunden waren, brauchte er tagsüber zwei Krankenschwestern mit jeweils eigenen Pflegern. Zwischen den beiden Gebäuden lag ein Innenhof. Ungefähr im Jahr 1976 trat dann das Gesundheitsamt in Wil Mar im Gestapo-Stil auf. Bereits zu Zeiten der Eheleute Hirth waren Änderungen verlangt worden, die die Hirths für völlig idiotisch hielten. Sie hatten dem Gesundheitsamt damals erklärt, dass Wil Mar bereits seit den dreißiger Jahren prima funktioniere und keine Änderungen erforderlich seien. Das Problem betraf die Waschküche, die Wäschekammer und den Aufenthaltsraum. Im Jahr 1977 erschien dann eines Tages die Sturmtruppe des Gesundheitsamtes und wollte das Heim schließen. Herr Wilcox hielt den Schließungsbefehl in der Hand und verlangte, den Verwalter (das war Werner) zu sprechen. Werner sagte, der Verwalter sei den ganzen Tag nicht im Hause und der Pflegedirektor ebenfalls nicht. Dann fragte Wilcox nach deren Vertretung. „Tja,“ sagte Werner, „ich denke, das bin ich, der Hausmeister.“ Gleichzeitig schnappte er sich den Schrubber aus einem Eimer mit schmutzigem kaltem Wasser und begann, den Boden zu wischen. Mit dem Schrubber näherte er sich Wilcox und brachte es fertig, damit Wasser über dessen Schuhe und Hosenaufschläge triefen zu lassen. Wilcox wich rückwärts aus, aber Werner folgte ihm und trieb ihn auf diese Art und Weise bis draußen vor die Tür. Flugs ergriff Werner seine Schlüssel und schloss ab. Am nächsten Tag kam eine Sozialarbeiterin vorbei, um sich in Vorbereitung auf den Umzug die Namen der Patienten und deren Angehörigen geben zu lassen. Werner trug der Pflegedirektorin Frau Hefferon auf, nicht von der Seite der Sozialarbeiterin zu weichen und dieser das Leben zur Hölle zu machen. Und dank Frau Hefferons großartiger Leistung gab die Sozialarbeiterin auf. Unter diesen Umständen könne sie ihre Arbeit nicht ausführen, sagte sie. Werner nahm sie dann zu sich nach Hause, setzte sich im Wohnzimmer mit ihr hin und versuchte, sie freundlich zu stimmen. Anschließend eilte er zu einem guten Rechtsanwalt namens Van Deusen (der auch die Hirths vertreten hatte), aber leider nur um festzustellen, dass dieser das Heim nicht würde retten können. Exakt vier Tage vor dem anberaumten Gerichtstermin in Lansing zur Schließung des Heims suchte Werner die Anwaltskanzlei Dykema, Gossett, Goodnow und Trigg auf. Diese Kanzlei berechnete Werner zwar 10.000 Dollar für vier Tage, aber ihre Leistung war großartig. Sie setzten sich mit den Angehörigen der Patienten in Verbindung und transportierten sie dann in einem gemieteten Bus zum Gericht in Lansing. Dort erklärten sie, wie gut ihre Verwandten doch in Wil Mar aufgehoben seien. Und diejenigen, die nicht mitfahren konnten, schickten ihre Lobeshymnen brieflich an das Gericht. Das machte mächtig Eindruck auf den Richter, der natürlich keine Schließung verfügte, sondern Werner Zeit einräumte, die notwendigen Renovierungen auszuführen. Werner war ganz ordentlich ins Schwitzen gekommen. Nun konnte er nur hoffen, dass er nicht eine Stange Geld investierte und das Gesundheitsamt doch noch Gründe zur Schließung finden würde. Er

machte sich jedenfalls an die Arbeit. Er richtete einen neuen Aufenthaltsraum ein und schuf einen Raum für Schmutzwäsche und einen anderen für die saubere Wäsche. Ganz genial fügte er Zimmer 11 mit vier Betten hinzu und wandelte eine Garage in ein Vierbettzimmer um, das wurde Zimmer 10. Desweiteren entstand an dem neuen Schwesternzimmer ein Verbindungstrakt zwischen altem und neuem Gebäude mit zwei Toiletten, einem privaten Raum Nr. 12, einem Vierbettzimmer Nr. 13, und einem Zweibettzimmer No. 14. Damit waren in der Mitte 15 neue Betten hinzu gekommen. Dann baute er hinten einen neuen Flur und vergrößerte die Zimmer 15 bis 18, sodass er in jedes noch ein zusätzliches Bett stellen konnte. Wenn es ums Geld verdienen ging, war Werner schon immer sehr einfallreich. Er war ein ausgezeichnete Geschäftsmann und Investor. Er wusste einfach immer das Beste aus einer finanziellen Lage zu machen. Außerdem hatte er die nötigen Nerven dazu. Wo andere sich nicht getrauten, einen weiteren Schritt zu machen, drängte er dreist nach vorne. Nein, als zurückhaltend konnte man ihn bestimmt nicht bezeichnen! Er war ein Mann der Tat und immer in vorderster Reihe. Es fiel ihm zwar nicht leicht sich zu entscheiden, aber wenn schließlich eine Entscheidung gefallen war, war er nicht mehr aufzuhalten. Auch wußte er genau, wie er das Meiste aus seinen Mitarbeitern herausholen konnte. Wenn er etwas brauchte, spielte er seinen ganzen Charme aus. Und wenn jemand motiviert werden musste, brüllte er ihn fürchterlich an, nur um dann kurz vor dessen Kündigung wieder zum allerliebsten Schmusebären zu werden. Da konnte sich der betreffende Mitarbeiter gar nicht vorstellen, wie er jemals auf diesen liebenswerten Mann sauer gewesen sein konnte.

Eine Taktik, die er sowohl bei mir als auch bei meinen Vorgängern freizügig anwendete, beherrschte Werner meisterhaft. Wenn es brenzlich wurde, schickte er mich an die Front um die Schläge einzustecken, während er sich im Hintergrund mit dem Analysieren der Situation beschäftigte. Gute Strategie was ihn betraf, mich kostete es allerdings viel Kraft.

Das Wil Mar Bauprojekt setzte Werner ziemlich zu. Einen großen Teil der Arbeit ließ er von Marvin Stadler ausführen, der auf Grund der wirtschaftlichen Rezession sehr dankbar für den Auftrag war. Um Marvins Tischlerei stand es zu jener Zeit gar nicht gut, aber die Familie Stadler kam mit Werners Hilfe über die Runden. Den Stahl und die Ziegel bestellten wir bei Theut in Mt Clemens, André und seine Crew kümmerten sich um das Mauern. Lee Seymour, aalglatt aber ein guter Installateur, wurde mit den Installationsarbeiten beauftragt. Die Elektroarbeiten übernahm Chuck Taylor. Er musste im alten und neuen Gebäude eine neue Sprinkleranlage verlegen und ein kompliziertes Rufsystem von jedem Patientenbett zum Schwesternzimmer einbauen. Bei jeder Störung konnten wir später nur Chuck zur Hilfe holen, da er als einziger damit vertraut war. Es gibt eine Aufnahme von Werner, als er mit den Stadlers auf dem Dach über Zimmer 11 eine Baubesprechung führte.

Nach der gewährten Frist von neun Monaten hatten Werner und das Gesundheitsamt neuerlich einen Termin in Lansing. Die Auflagen waren jedoch noch nicht gänzlich erfüllt. Der Richter prüfte den Fortschritt und beschloss das Datum der Fertigstellung zu verlegen, weil bereits Erhebliches geleistet worden war. Werner konnte aufatmen. Er

hatte vor diesem Termin Blut und Wasser geschwitzt, wo er doch so viel Geld in das Projekt hineingesteckt hatte.



Otto Brehmer

Danach blieben Werner und Wilcox für immer verfeindet. 1991 war ein Feuer im Heim ausgebrochen und wir mussten nach Lansing zu einer Anhörung. Es war tiefster Winter und es schneite an jenem Tag heftig. Auf Werners Auto lag eine Schneedecke, die Sicht war äußerst schlecht. Als er sich an das Steuer gesetzt hatte, ging Wilcox hinter dem Wagen vorbei. „Soll ich ihn überfahren?“ fragte er mich ein paar Mal mit erregter Stimme, „jeder würde es für einen unvermeidbaren Unfall halten.“ Um Gottes Willen, nein!“ sagte ich. Jedenfalls wäre Wilcox an jenem Tag um Haaresbreite von einem Auto überfahren worden. Das erinnerte mich an die Geschichte, als Werner und sein Onkel Otto Brehmer den Plan schmiedeten, den Erzkommunisten Rotfuss eine Holzlatte auf den Kopf zu schmettern, als dieser im Dunkeln zu Fuß in Bremen unterwegs war. Nur Tante Henny und Dr. Werner war es zu verdanken, dass dem Mann damals nichts passierte.

Zu jener Zeit berichtete die örtliche Tageszeitung negativ über Werner, der übrigens alle Presseartikel aufgehoben hatte. Ich fand nur diesen schlechten Bericht in der Bücherei, jedoch keine der guten Artikel über Wil Mar, und das ärgerte mich. Die Stadtverwaltung war uns damals nicht besonders gut gesonnen. Wir mussten sie 1986 verklagen, damit sie auf uns aufmerksam wurde und uns respektierte. Während des Verfahrens behandelte uns die Presse wieder etwas freundlicher, Werner hatte sich beim Reporter eingeschmeichelt. Die Klage gegen die Stadt erwies sich als absolut vorteilhaft. Solange das Verfahren lief, getrauten sie sich nicht aufzumucksen, und nach dem Abschluß verbesserte sich das politische Klima in Utica. Einen unangenehmen Zwischenfall gab es allerdings während des Verfahrens, und zwar durch einen Rechtsanwalt, der im Stadtrat von Utica saß. Werner hatte diesen Anwalt 1975 beauftragt, ihm bei der Beschaffung von Genehmigungen für sein Bauprojekt behilflich zu sein, was ihm gelang, weil dieser Anwalt Freunde in der Stadtverwaltung hatte. 1986 benutzte Fred Cross, das war der Name des Anwalts, Informationen aus dieser früheren Vertretung Werners nun gegen Werner. Natürlich verklagte Werner ihn. Als die Klage zugestellt worden war, erhielt Werner einen Anruf von einem sehr aufgebracht Fred Cross, der ihm drohte, ihn umzubringen. Netter Rechtsanwalt!

Zum Valentinstag 1977 durfte ich mir eines von zwei schweren 14 Karat Goldarmbändern aussuchen. Ich nahm das mit den drei geflochtenen Schnüren und dem für eine Namensgravur vorgesehenen Steg in der Mitte. Werner war enttäuscht, dass ich nicht das andere gewählt hatte, welches viel mehr Gold enthielt und mehr wert war. Später tat es mir dann auch leid, dass ich nicht das andere genommen hatte, denn es gab ein böses Ende. Als ich 1979 bei Penny einkaufte, löste sich das Armband irgendwie durch den Druck meines Jackenärmels und fiel zu Boden. Ich bemerkte wohl, wie sich

eine Frau bückte, etwas aufhob, in ihre Tasche steckte und sich schnell davon machte, aber bis ich dann auf mein Handgelenk sah und den Verlust realisierte, war es zu spät. Ich suchte zwar danach und meldete mich bei der Fundstelle, jedoch ohne Erfolg. Der defekte Verschluss war mir an jenem Tag bereits aufgefallen gewesen. Ich hatte aber keine Lust, das Armband abzunehmen, denn ich war verärgert und verletzt - Werner hatte mich schrecklich behandelt.



Werner Wilhelm II



Werner & Sandy Wilhelm, Oestern Sonntag, 1977

Ostern 1977 habe ich in sehr angenehmer Erinnerung. Ich wohnte damals 28558 Dino Circle in Chesterfield Township. Werner besuchte mich an jenem trostlosen, kalten und verschneiten Ostersonntag und aus seinem Kofferraum holte er als Geschenk für mich ein Puch Moped hervor, mit dem er erst selbst eine Runde drehte. Ich liebte dieses Moped über alles und habe viele, viele Meilen damit zurückgelegt. Ich pflegte sogar einen Reservekanister mitzunehmen, damit ich auch wirklich lange Strecken fahren konnte ohne stehen zu bleiben.

Im Frühjahr 1977 erschrak ich fürchterlich, als der Wetterbericht einen Tornado in unserer Gegend meldete. Der Himmel verfärbte sich bedrohlich. Es war mir bekannt, dass wir auf einem diesbezüglich gefährdeten Landstrich wohnten, denn bevor wir dort hingezogen waren, hatte ein Tornado schon ein Mal etliche Opfer gefordert. In meiner Bedrängnis rief ich Werner an, der mich so lange am Telefon ablenkte, bis die Gefahr vorüber war. Werner, der starke Fels in meinem Leben, wenn es eine wahrhaft ernste Krise gab.



Sandy & Werner Wilhelm II

Zu meinem Geburtstag im Jahr 1977 schenkte mir Werner eine wunderschöne, schwere, gedrehte Halskette und zu Weihnachten einen Goldanhänger dazu. Die Schlaufe war zu klein, aber nachdem sie der Juwelier vergrößert hatte, besaß ich sehr eleganten Halsschmuck. In den Anhänger, der die Form eines Goldklumpen hatte, waren ein Herz, eine Gazelle, und ein L eingearbeitet.

Zum Valentinstag 1978 bekam ich ein Kettenarmband, eine Seite gebürstet, die andere poliert.

Direkt nachdem ich Werner kennen gelernt hatte, wollte er eine neue Hypothek auf St. Anne aufnehmen, um damit das neue zweite Stockwerk und den Aufenthaltsraum zu bauen. Beim Beantragen der Hypothek bei verschiedenen Banken fand er heraus, dass er wesentlich Zinsen sparen könne, wenn er eine Key-Man-Versicherung (Versicherung gegen das Ableben von Persönlichkeiten in Schlüsselpositionen) mit der Bank als Begünstigte abschließen. Auf Grund seines damaligen Körpergewichts von ungefähr 130 kg fand sich jedoch niemand, der ihn versichern wollte. Werner rief seinen Schwager Kurt an und bat ihn, ihm ein Gesundheitszeugnis auszustellen. Dieser ließ Werner jedoch abblitzen, wies erstens auf Werners schwaches Herz hin und machte zweitens deutlich, dass so eine Handlung für einen ehrenwerten Arzt untunlich sei. Also blieb Werner nichts anderes übrig, als schleunigst abzuspecken. Ein halbes Jahr lang, von Februar bis August 1977, ernährte er sich fast ausschließlich von einem halben Kilo Kabeljaufilet pro Mahlzeit. Im August wog er dann 107 kg, bestand den Gesundheitstest und konnte damit eine einigermaßen günstige Key-Man-Versicherung abschließen. Dann kehrte er allerdings wieder zu seiner alten Essgewohnheit zurück und brachte ruck-zuck wieder 130 kg auf die Waage.

Und da wartete schon das nächste Problem: Das Gesundheitsamt lehnte die Key-Man-Versicherungsprämien ab, obwohl es viel billiger für sie war als ein überzogener Zinssatz für die neue Hypothek. Werner legte Einspruch ein. Dieses Verfahren schwebte jahrelang am Gericht in Lansing. Kurz vor der Hauptverhandlung wurden die staatlichen Richtlinien zu Gunsten einer solchen Lebensversicherung geändert, und nach all der aufgewendeten Zeit, Mühe und Kosten war Werners Klage nun nur noch ein fiktiver Streitfall.

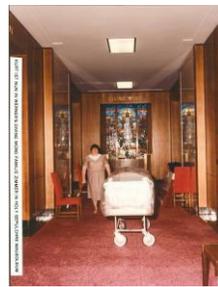


Gerti Nauel Wilhelm

Im Februar 1977 heiratete meine Kusine Debra Dahl. Werner und ich waren zur Hochzeit eingeladen. Für Werner war es eher ein trauriger Tag, da seine Tante Gerti, die Frau von Kurt, in Derenburg a.d. Saale im Sterben lag. Er hatte am Abend zuvor noch mit ihr telefoniert und von ihr gehört, dass sie trotz aller Bemühung zu schwach war, aus dem Bett zu kommen. Werner wollte sie trösten – aber es gab keine Worte des Trostes mehr. Sie war erst 67 Jahre alt und litt an Lungenkrebs, nachdem sie ihr ganzes Leben lang Kettenraucherin gewesen war. Werner erzählte, dass er als kleiner Junge ihre und Onkel Erhards Zigarettenschachteln sammelte, weil man für eine gewisse Anzahl einen Preis bekam. Kurt, Dr. Wilhelm, und die gesamte übrige Familie hatten Gerti immer wieder vergeblich angefleht, mit dem Rauchen aufzuhören. Und nun lag sie da, ihren Zigarettenskonsum zu spät bereuend. (Für Onkel Erhard war das Rauchen ohne Folgen geblieben. Das besorgte der Krieg – er fiel in Russland.) Man benachrichtigte Mutti vom nahenden Tod ihrer Schwester und sie reiste mit dem nächsten Zug in die DDR, um die

letzten Stunden mit ihrer Schwester zu verbringen. Das war am Tag vor Gertis Ableben. Unmittelbar nach Muttis Eintreffen an jenem Abend erschien das Gesundheitsamt, bestehend aus einem kommunistischen Arzt und einer ebensolchen Krankenschwester, um Gertis Zustand zu beurteilen. Unheilbar – hieß es nun offiziell, und sogleich folgte das Aufziehen einer Spritze. Mutti, viele Jahre lang als Assistentin in Dr. Wilhelms Praxis tätig, erkannte das Mittel. „Das dürfen Sie nicht verabreichen,“ rief sie aufgeregt. „diese Dosis ist tödlich!“ Daraufhin wurde sie trotz heftigen Widerstands kurzerhand aus Gertis Zimmer befördert. Das Mittel wurde verabreicht, und am folgenden Morgen war Gerti tot. Werner erhielt die traurige Mitteilung wegen der sechsstündigen Zeitverschiebung in den frühen Morgenstunden.

Onkel Kurt bat Werner, Gerti in der Dr. Wilhelm Familiengruft beisetzen zu dürfen, aber weder Werner noch Astrid gaben ihre Zustimmung, denn dort sollte später Werners Mutter ihre letzte Ruhe finden. Also kaufte Kurt ein Doppelgrab für Gerti und sich auf dem Stadtfriedhof Kassel, gegenüber Dr. Wilhelms Gruft. Die Entscheidung über die letzte Ruhestätte hatte wiederholt zu Auseinandersetzungen zwischen Onkel Kurt, Werner, und Astrid geführt. Astrid hatte noch ein anderes Problem. Sie wollte nicht, dass Werner seine Mutter in der Dreiergruft beisetzte, neben seinem Vater und Mutti.



Onkel Kurt's Sarg in Woodlawn Friedhof Onkel Kurt's Sarg in Holy Sepulchre Friedhof

Onkel Kurt fand seine letzte Ruhestätte schließlich weder bei seiner ersten noch seiner zweiten Ehefrau. Als er wusste, dass seine Zeit gekommen war, reiste er zu uns nach Amerika und bat Werner, ihn in Michigan zu beerdigen, was wir dann auch taten. Er kam zunächst auf den Woodmere Friedhof an der Ecke 8 Mile und Woodward Straße. Als Werner starb, ließ ich Onkel Kurt in Werners Familienraum in Holy Sepulchre verlegen.

Alle Beisetzungen in Werners Verwandtschaft waren recht unbefriedigend, weil die meisten vor dem kommunistischen Regime aus Ostdeutschland fliehen und an fremden und als unfreundlich empfundenen Orten leben mussten. Normalerweise hätten Dr. Wilhelm (wie auch Onkel Kurt) bei seinen Eltern, Großeltern, der Schwester, und den Kusinen und Cousins in Naumburg beigesetzt werden sollen, Mama Martha auf dem Zschippacher Dorffriedhof oder bei ihrem Vater in Lehnstedt. Onkel Otto und Tante Henny Brehmer hätten auf den Dorffriedhof Lehnstedt kommen müssen, und die Abkömmlinge des Otto Paul Eschenbach hätten auf den Tünschützer Friedhof gehört. Der Krieg und die nachfolgende Machtübernahme der Russen führte jedoch dazu, dass alteingesessene Familien von noch vor 1526 nun in ganz Deutschland und sogar Amerika verstreut sind. Werner und seine Verwandtschaft haben 1945 nicht nur ihr gesamtes Vermögen sondern auch ihre letzte Ruhestätte verloren.



Sandy & Werner Wilhelm II

Am 9. August 1977 nahmen Werner und ich an einer Dahl-Familienzusammenkunft im Hause meines Cousins Tommy auf dem Vincent Weg teil. Es gibt da ein paar nette Aufnahmen von uns beiden beim 'Jarts' spielen. Darauf ist Werner mit seinen damals 108 kg zu sehen. Nein, nicht um den Frauen zu gefallen – er hatte eingesehen, dass es gesünder für ihn war.

Im Sommer 1977 veranstalteten die hinter St. Anne wohnenden Nachbarn ein Straßenfest. Werner nahm daran teil, um sich mit ihnen anzufreunden und damit möglichem Ärger durch das Heim vorzubeugen. Alleine mochte er zu solchen Veranstaltungen nicht gehen, deshalb nahm er mich, Tom Armbruster, dessen Frau und Sohn mit. Der Sohn war extrem kleinwüchsig – er litt an genetisch bedingtem Zwergwuchs und befand sich deshalb auch in ärztlicher Behandlung. (Nach der Scheidung weigerte sich Tom, Unterhalt für den Sohn zu leisten. Er behauptete, seit seiner Jugend unfruchtbar gewesen zu sein und das Kind nicht gezeugt zu haben.) An jenem Straßenfest erfuhren wir keine besonders freundliche Aufnahme – kein Nachbar war von der Existenz eines Altenheimes hinter seiner Wohnung begeistert, und dann kamen wir auch noch und schlugen uns den Bauch voll!

Wie das so bei Altenheimen üblich ist, hatten wir regelmäßig Ärger mit den Anwohnern. Das größte Problem verursachte unsere Verbrennungsanlage, die die Gewohnheit hatte, Asche auszustoßen, die dann auf den neuen Swimmingpool rieselte. Das führte ständig zu Beschwerden, die allerdings erfolglos blieben, da schon lange ein Ausnahmerecht bestand. Die einzige Auflage richtete sich gegen die Verbrennung von Kunststoffen und wurde von unseren Hilfskräften regelmäßig ignoriert.

1978 war der Rohbau im St. Anne fertiggestellt und Werner konzentrierte sich auf den Innenausbau der neuen zweiten Etage. Zunächst mussten die Innenwände verputzt werden. Da ich dringend Geld für die Anzahlung meines Hauses in der Base Straße in New Baltimore benötigte, bat ich Werner, das Verputzen übernehmen zu dürfen. Er hatte nichts dagegen, trug mir aber auf, zügig zu arbeiten, damit die anderen Arbeiten nicht aufgehalten würden. Mir war das Recht, ich arbeitete fleissig täglich nach Feierabend bis elf Uhr nachts, das ganze Wochenende, und sogar am Thanksgiving-Feiertag von neun Uhr morgens bis nachmittags um halb drei. Ein Mal hätte ich beinahe großen Schaden angerichtet. Ich traf ein, begrüßte Werner, zog im Bad gegenüber seinem Büro meine alten Sachen an und rannte nach oben, um mich in die Arbeit zu stürzen. Es war ziemlich anstrengend, denn der Roller voll Zementmasse wog einiges. Ich musste den an einem zwei Meter langen Stiel sitzenden Roller in den 20-Liter Eimer tauchen, ausholen, und die Masse an die Wand bringen. Als ich gerade wieder mit Schwung ausholte, verfehlte

ich Werners Sekretärin und ihr elegantes 300-Dollar Kostüm um etwa zwei Zentimeter. Lautlos war sie gekommen, um mir nach feiner englischer Art eine Tasse Tee anzubieten.

Joyce war Werners beste Sekretärin so lange ich ihn kannte. Sie stammte aus einer feinen Familie in Grosse Pointe und war mit einem Akademiker verheiratet. Sie selbst war nie berufstätig gewesen, sie kümmerte sich als Hausfrau und Mutter um die Familie. Als ihr Mann Pläne schmiedete, in fünf Jahren in den Ruhestand zu treten und dann mit ihr nach Florida zu ziehen, beschloss Joyce plötzlich, eine Stelle als Sekretärin zu suchen und zu beweisen, dass sie das schaffte. Und sie schaffte es mit Bravour. Sie erledigte ihre Aufgaben großartig und außerdem noch mit Stil. Sie war die einzige, bei der Werner niemals laut wurde. Joyce sagte von sich selbst, dass ihr IQ nicht besonders hoch sei, sie neue Situationen zunächst still von allen Seiten beleuchten würde, um eine Lösung zu finden, und nur deshalb als intelligent gelte.

Werner beschäftigte eine joviale Köchin, dick und fett (etwa 150 kg schwer) und über 60 Jahre alt. Sie verehrte ihn. Sie hatte einen sehr netten, gut aussehenden Ehemann, aber das tat nichts zur Sache – Irene war in Werner verliebt und warf ihm stets schmachtende Blicke zu. Von ihr bekam er alles, was er essen wollte. Und das war niemals nur eine Kleinigkeit, denn Werners Leidenschaft galt in erster Linie dem Essen. Sobald er eintraf, brachte man ihm Tablettts gehäuft voll mit den unterschiedlichsten Dingen. Man bedenke, dass es da erst früher Nachmittag war und er vorher im Wil Mar zu Mittag gegessen hatte. Er konnte schreien wie am Spieß, wenn er sich an den Schreibtisch setzte und das Zeug nicht sofort serviert wurde. Um ca. 17 Uhr kam dann ein Teller mit dem, was es im Heim zum Abendessen gab. Leider haben wir beide viel zu gerne gegessen. Ein typischer Tag sah für Werner so aus: Brot und sechs Eier zum Frühstück im Wil Mar, Mittagessen im Wil Mar, gegen drei Uhr nachmittags Reste und anderes im St. Anne, kurz nach fünf Abendessen im St. Anne oder bei Dinora zu Hause, und wenn er um sieben Uhr mit mir verabredet war, speisten wir gemeinsam im Kingsley Inn oder im Shelby Inn. Und dann musste ich mir anhören, dass er wegen mir zunehme.



Marie Bender



Kurt Wilhelm

Werner traute niemandem und hätte niemals seinen Hausschlüssel aus der Hand gegeben. Wenn Onkel Kurt aus Deutschland zu Besuch war, hatte dieser die Wahl entweder Werner überallhin zu begleiten oder so lange die Zeit vor verschlossener Tür tot zu schlagen, bis Werner nach Hause kam. Ein Mal sollte Onkel Kurt im Wil Mar arbeiten. Werner lieferte ihn dort ab, war aber nicht zu Hause, als Kurt fertig war. So ging Kurt vier Straßen weiter zu meiner Mutter. (Er versuchte übrigens mit meiner Mutter zu flirten, blitzte aber ganz schnell ab.) Mir wollte Werner auch keinen Schlüssel geben, aber das war nicht weiter schlimm, weil ich mich ab 1981 ohnehin den ganzen Tag bis zum Schlafengehen im blauen Haus aufhielt. Werner hatte seinerzeit alles an die Kommunisten verloren und die Verlustangst saß seitdem tief.

Als ich Werner kennen lernte, fuhr er einen recht mitgenommenen, alten braunen Cadillac Eldorado mit ungefähr 360.000 gefahrenen Kilometern. Reparaturen ließ er in der Sunoco Werkstatt in der Auburn Straße, zwischen Mound und Ryan Straße ausführen. Immer wieder wies ihn der KFZ-Mechaniker darauf hin, dass er mit dem Geld für die Reparaturen bequem die monatlichen Raten für einen neuen Cadillac bezahlen könne. Das Gleiche sagte man ihm bei Central Auto Parts in der Central Avenue im Westteil Detroits. Dort wollte man ihm schon einen Aufkleber schenken mit der Aussage 'Dieses Fahrzeug besteht komplett aus Ersatzteilen von Central Auto Parts'. Werner hasste Autos. Er sagte, die Amerikaner hätten eine erotische Beziehung zu Autos und würden ihr Geld lieber dafür verschwenden, als für ihr Alter vorzusorgen. Eines Abends fing es in Werners Einfahrt im Eldorado an zu brennen, vermutlich wegen eines elektrischen Defektes. Werner war sehr traurig, weniger wegen des Wagens, wie ich später erfuhr, sondern viel mehr wegen seiner verbrannten Lieblings-Badehose.

Werner besuchte regelmäßig das Vic Tanny Studio. Dort benutzte er die Nass- und die Trockensauna, legte sich ins Sprudelbad und tummelte sich auch im Swimming Pool. Gewicht wollte er abschwitzen und fühlte sich immer gut, wenn er anschließend weniger wog. Anfangs besuchte er das Vic Tanny in der Rochester Straße nördlich der 16 Mile Straße, später das andere, Ecke 14 und Van Dyke Straße. Äußerst selten ging er in das gehobeneren Vic Tanny in der Telegraph Straße in der Nähe der 15 Mile Straße, denn dort kostete der Eintritt 5 Dollar mehr.

Als ich ein Mal das St. Anne später als Werner verließ, sah ich in der Van Dyke Straße einen Rettungswagen mit Blaulicht auf den Vic Tanny Parkplatz fahren. Ohne Mitgliedskarte bekam ich keinen Zutritt zum Studio, also wartete ich draußen, bis der Patient herausgebracht wurde. Auf Grund Werners instabiler Gesundheit hatte ich ständig Angst um ihn und sein Herz, wenn er länger als eine halbe Stunde in der Sauna verweilte. Aber er überlebte es irgendwie doch immer.

Gewartet habe ich unendlich viel in den Jahren 1976 bis 1980. Werner pflegte mich zu einer bestimmten Uhrzeit zu sich nach Hause zu bestellen und ließ mich dann stundenlang auf der Straße warten. Etliche Male bin ich in meinem kleinen Datsun fast erfroren, bevor er endlich nach Hause kam. Wenn dann im Wohnzimmer das Licht anging, drückte ich auf die Klingel. Im Jahr 1977 weigerte er sich sogar ein Mal, die Tür zu öffnen, auch ging er nicht ans Telefon. Damals hatte er großen Ärger mit dem Gesundheitsamt. 1977 zu Halloween klingelte ich auch bei ihm an der Tür und nichts rührte sich. Ich stand inmitten der verwilderten Büsche, abwechselnd klingelnd und seinen Namen rufend. Kurz bevor er endlich reagierte, hatte ein Streifenwagen gehalten und der Polizist wollte wissen, was ich denn da hinter den Büschen mache. Glücklicherweise stellte ihn meine Antwort, nämlich dass ich an der Tür klingelte, zufrieden.

Werner holte mich zu Verabredungen fast nie bei mir zu Hause ab. Er erklärte er sei viel zu beschäftigt, um so weit zu fahren, außerdem sei er nicht bei bester Gesundheit und müsse mit seinen Kräften haushalten. Ich zeigte Verständnis und fuhr zu ihm. Wenn wir

nicht zusammen waren, rief er da an, wo ich gesagt hatte, dass ich hinginge, sagte ein paar dumme Worte und hing auf. Erst nach seinem Tod wurde mir klar, dass er damit prüfen wollte, ob ich ihm auch wirklich die Wahrheit gesagt hätte. Anscheinend haben ihn frühere Freundinnen hinter seinem Rücken betrogen. In der Woche, in der Werner starb, sagte er noch zu mir: „Ich wusste immer ganz genau wo du warst und mit wem du zusammen warst. Du warst immer grundehrlich, fast schon dumm.“ Ich erinnere mich sogar, ein Mal seinen Dieselmotor in meiner Einfahrt in der Base Straße in Baltimore gehört zu haben. Er wollte sehen, ob ich auch tatsächlich zu Hause war.

Nach dem Brand lief der Eldorado zwar noch, aber Werner trug sich nun doch mit dem Gedanken, ein neues Fahrzeug anzuschaffen. Die Kugellager dieses Frontantriebwagens waren kaputt. Der Wagen war sehr schwer und die gesamte Vorderachse verschlissen. Es bestand Gefahr, dass schon recht bald eine Kurve zum Verhängnis werden würde, wenn das Fahrzeug dann nicht mehr zu steuern war. Bis zum Verkauf stank es noch wegen des Brandes fürchterlich im Fahrgastraum, außerdem hatte Werner einen braunen Sitz durch einen weißen ersetzt – es sah also auch fürchterlich aus!

Werner stieß dieses Fahrzeug also ab und begab sich am folgenden Tag zu einer Autoversteigerung. Er gab sich als Gebrauchtwagenhändler aus und ersteigerte einen schönen hellblauen Cadillac. Dieses Auto leistete uns viele Jahre lang gute Dienste. Die notwendigen Reparaturen hielten sich in Grenzen, nur der Benzindurst war enorm. Der beste Verbrauch lag bei 2km pro Liter (scherzend sagten wir 2 Liter pro Kilometer). Ständig mußten wir Tankstellen anfahren.



Werner Wilhelm in 1600 acres in Barbeau

Werner machte ein Schnäppchen und ergatterte günstig vier „Tiger-Paw“ Reifen. Als wir auf einer späteren Reise von der Upper Penninsula zurückkehrten, und zwar von Pickford in Richtung M 29, bewegte sich der Wagen plötzlich seitwärts statt geradeaus nach vorne. Wir hielten an der nächsten, sehr ländlich gelegenen Tankstelle. Dort besah sich ein junger Mitarbeiter unsere Reifen und erklärte uns, der Stahlgürtel habe sich abgelöst. Der Schlauch käme nun durch, dessen Ausstülpungen die Seitwärtsbewegung verursachten. Anschließend fuhren wir noch 1500 Kilometer, Gott sei Dank unfallfrei, nach Hause. Wir bekamen dann, anteilmäßig ersetzt, neue Reifen vom Hersteller. Werner gefiel der Klang der Reifenbezeichnung „Tiger Paws“ (Tigertatzen) und sagte diesen Namen oft in niedlichem Tonfall vor sich her.

Oft hat er beide Hände vor sich ausgestreckt und sie als Bärenatzen bezeichnet. Sich selbst nannte er gerne 'Bär', wegen einer gewissen Ähnlichkeit im Körperbau. Es kam auch vor, dass er sich liebevoll 'Bärl' nannte.

Im Jahr 1977 wollte mein Datsun ein Mal absolut nicht anspringen. Werner fuhr mich vom St. Anne nach Hause und holte mich am nächsten Tag wieder ab. Aus

Sparsamkeitsgründen hatte er beschlossen, meinen Wagen selbst nach Utica zu schleppen. Also wurde das dicke Seil aus dem Kofferraum geholt und an meiner vorderen und seiner hinteren Stoßstange befestigt. „Denke an das Bremsen,“ ermahnte er mich, „damit du nicht auf mich auffährst!“ Und los ging's! Mein Auto war noch nie so schnell unterwegs gewesen wie an jenem Tag auf der I-94 Richtung Utica Straße. Auf der Ausfahrt Utica Straße 1, bei erheblich niedrigerer Geschwindigkeit, kam mir die Idee, den Gang einzulegen und die Kupplung kommen zu lassen. Der Motor sprang an! Ich hupte energisch, um Werners Aufmerksamkeit zu erlangen. Endlich blieb er stehen und fragte mich, was denn verdammt noch mal los sei. Wir entfernten das Abschleppseil und ich bin immer noch davon überzeugt, dass ich nur deshalb heute noch am Leben bin. In Werners Auto mitzufahren war ja schon abenteuerlich, aber harmlos im Vergleich zu dem Erlebnis, von ihm geschleppt zu werden. Man hatte überhaupt keine Kontrolle mehr über sich. Das waren Zeiten!

Dieses Abschleppseil gehörte zu den wichtigsten Dingen in Werners Leben. Es begleitete ihn überall hin und kam oft zum Einsatz, weil er keine Abschleppgebühr bezahlen wollte.

Als ich Werner kennen lernte, lebte ich in einer Eigentumswohnung am Dino Circle Nr. 28558. Werner gefiel sie nicht, er war der Meinung, ich solle mir doch lieber ein Haus kaufen. Im Juli 1978 begann ich mich nach einem solchen umzusehen. Die Maklerin, die mir die Wohnung vermittelt hatte, riet mir, den Juli unbedingt noch verstreichen zu lassen, da mein Immobilienkauf volle drei Jahre zurück liegen sollte. Ich hatte die Wohnung damals mit nur fünf Prozent angezahlt und für den Ersterwerb einer Immobilie auch noch einen Bonus erhalten. Das bedeutete einen Verkaufsstopp für drei Jahre, andernfalls wurde eine Geldstrafe fällig. Ich fühlte mich in meiner Wohnung hauptsächlich wegen der asozialen Nachbarn, ganz besonders Ed Tacas, nicht wohl. Deshalb war ich empfänglich für Werners Rat und fand dann auch ein schönes Haus in New Baltimore direkt am See. Nur fehlte mir leider etwas Bargeld für die Anzahlung. Meine Bitte an Werner, mir Geld zu borgen, wurde abgeschlagen, er sagte, ich solle es mir von meinem Bruder Michael leihen. So kam das Haus also für mich nicht mehr in Frage. Dann entdeckte ich ein erschwingliches in New Baltimore mit der Adresse 52324 Base Street. Ich fand einen bar zahlenden Käufer für meine Wohnung am Dino Circle und zog zusammen mit meinen Eltern in das neue Heim. Das war im November 1978. Werner überzeugte mich davon, von meinen Eltern zwei Drittel der monatlichen Abzahlung zu verlangen, da sie schließlich zwei Personen waren. Das haben sie auch anstandslos gemacht. Das Haus war schön und schön gelegen, auf einem etwa 500 m² großen Grundstück mit ausgedehntem Garten. Im Mai 1979 kaufte mir Werner eine Gartenschaukel, die ich an einem freien Nachmittag bei herrlichem Wetter selbst zusammen baute. Der einzige Nachteil an dem neuen Wohnort bestand darin, dass ich nun noch weiter von Werners Haus in Utica entfernt wohnte. Er holte mich ja so gut wie nie ab, weil ihn sein langer Arbeitstag sehr anstrengte. Also fuhr ich zu ihm, musste aber oft über eine Stunde vor seinem Haus in der Brownell Straße warten, da er selten pünktlich zur verabredeten Zeit eintraf.

1978 begann mein Datsun Probleme zu machen. Zuerst die Kupplung. Werner ließ in einer ihm bekannten Werkstatt eine neue Kupplung einbauen. Nachdem ich mein Auto abends abgeholt hatte, stellte ich fest, dass es noch nicht in Ordnung war. Es musste zur

Einstellung der zu fest angezogenen Kupplung zurück gebracht werden. An jenem Abend lud mich Werner in das Country Inn in der Cass Avenue in Utica zum Essen ein. Meinen Datsun sollte ich vor dem Restaurant auf der Summers Straße abstellen. Während des Essens betrat ein Polizist das Lokal und bat mich, den Wagen wegzustellen, da die Summers Straße für parkende Fahrzeuge zu eng war. Werner regte sich natürlich auf, aber es gab nur zwei Möglichkeiten: Wegfahren oder abgeschleppt werden. Also fuhr ich auf den hauseigenen Parkplatz des Country Inn, von wo wir ein nettes Foto haben. Es zeigt uns beide mit unseren Cowboy-Hüten, Werner hatte Blaupausen in der Hand. Es dauerte dann nicht mehr lange bis der Motor meines Datsun nach insgesamt 147.000 km den Geist aufgab. Werner ließ ihn überholen, dann verkaufte ich den Wagen für 1200 Dollar. Drei Jahre zuvor hatte ich ihn mir für 3000 Dollar angeschafft. Das Fahrzeug war äußerst sparsam im Verbrauch und somit ein sehr günstiges Transportmittel. Meine Mutter nannte dieses Auto Tomatensuppdose – es war klein und orange.



Werner Wilhelm in 1600 Acres in Barbeau

Werner hatte mir zu Ostern das tolle Puch Moped geschenkt. Stundenlang bin ich damit über Land gefahren und habe auf Feldwegen mir bisher unbekannte Gegenden entdeckt. Ich fuhr damit auch zu meinen Softballspielen, die meist im Chesterfieldpark am Wasser abgehalten wurden. Werner kam mehrmals mit Tom Armbruster dort hin, um sich zumindest einen Teil des Spiels anzusehen. Tom hatte einen großen Mund und liebte es, die Spieler zu beschimpfen. Kneipengehabe.

Toms Vater, George Armbruster Senior, besaß damals ein Pflegeheim direkt an einem See. Werner wollte es George, seinem Anwalt, abkaufen, er war aber nicht zum Verkauf bereit. Als er in den Ruhestand ging, übergab er Tom die Leitung. Tom sagte ein Mal zu Werner, dass Heime nichts einbringen, mit Pflegedienst ließe sich viel mehr verdienen, weil man dafür nicht so viel Personal brauche. Werner hörte interessiert zu – aber es war wieder ein Mal nichts als Kneipengeschwätz. Klartext: Tom hatte wegen nachlässigem Management und Nichterfüllung der Vorgaben des Gesundheitsamtes seine Lizenz verloren. Später erfuhr Werner, dass man Tom auch noch den Pflegeschein weggenommen hatte. Das Heim wurde geschlossen und das Gebäude verkauft. Der Wert dieser Immobilie am See wuchs über die Jahre gewaltig.

George Armbruster war jahrelang Werners Rechtsanwalt. Werner schätzte und respektierte ihn wie einen Vater und verdankte ihm viele gute Ratschläge. Da gab es allerdings eine Schwäche, die bisweilen des Anwalts Urteilsvermögen trübte – er sowie auch seine beiden Söhne waren dem Alkohol verfallen. Der Vater konnte einiges vertragen, aber die Söhne nicht. Meine Lieblingsgeschichte über George Armbruster Sr. ist die, als Werner ihn bezüglich seiner Langzeit-Freundin Mary Ann aus Birmingham

aufsuchte. Er trug sich ernsthaft mit dem Gedanken zu heiraten, konnte sich aber aus ihm unerklärlichen Gründen nicht endgültig dazu entschließen, den Schritt tatsächlich zu wagen. Als er George das Problem vortrug, nahm dieser einen Schreibblock und zog eine senkrechte Mittellinie. Die linke Spalte erhielt die Überschrift PRO und die rechte CONTRA. „Nun beschreibe mir die junge Dame,“ sagte George. Werner begann zu erzählen und im Nu war die linke Spalte voll. „Wir haben nun eine ganze Liste von positiven Eigenschaften und nicht eine einzige nachteilige – was spricht denn gegen sie?“ wollte George wissen. „Ihre Mutter!“ kam es wie aus der Pistole geschossen. George warf den Stift weg und sagte: „Das kann nicht gut gehen!“

Den alten George habe ich nie kennen gelernt, weil er nach Florida zog. Als wir in Florida waren, wollte Werner ihn besuchen, George aber lehnte jegliche Besucher ab. Tom habe ich ein paar Mal gesehen – ein liebenswerter, vorlauter Alkoholiker. Auch er zog von Michigan weg nach Florida, wo er als Heizungs- und Kühlungstechniker arbeitete. Den jungen George und seine Frau hatten wir ein Mal in Florida an einem wunderschönen Sonntag Mittag zum Muschelessen eingeladen. Als die beiden eintrafen, waren sie bereits sternhagelvoll.

1977 heiratete die Tochter von Mary Shopinski, Werners Pflegedirektorin. Er war zur Hochzeit geladen und nahm mich mit. Die Hochzeit verlief schön, obwohl ich eine Überraschung erlebte – der Bräutigam war der Bruder einer früheren Freundin von mir. Ich unterhielt mich nett aber nur kurz mit ihr. Sie war seit etwa acht Jahren verheiratet und schien zufrieden. Ihr Mann hieß Joann Jacobs Hagen, ihr Bruder Eric. Und wie sich Irene an Werner geschmissen hat! Sie war ja schon immer in ihn verliebt. Im siebten Himmel befand sie sich, als Werner sie auf dem Tanzboden herumwirbelte. Ihr äußerst netter, gut aussehender Ehemann musste sich mit Platz zwei hinter Werner zufrieden geben.

In Verbindung mit dem Pflegeheimgeschäft hat mir Werner zwei Mal sehr weh getan. Das erste Mal im Jahr 1979, als er über den Kauf eines Heimes in Clio/Michigan, verhandelte. Er nahm mich dorthin mit und schlug mir allen Ernstes vor, die Leitung des Heimes zu übernehmen und dort zu wohnen. Da verstand ich die Welt nicht mehr. Ich sollte doch seine Frau werden – wie konnten wir denn eine Beziehung führen und festigen, während ich in Clio lebte und er in Utica? Drei oder vier Mal bedrängte er mich mit dieser Idee, bevor er aufgab. Und später erfuhr ich von Dinora, dass er auch sie erfolglos versucht hatte, zu diesem Umzug zu überreden.

Das zweite Mal ereignete sich 1980, als wir miteinander Schluss gemacht hatten (für zwei Wochen). In dem Moment, in dem Werner unsere Beziehung für endgültig gescheitert hielt, sagte er: „Mein 5-Jahresplan ist jetzt dahin!“ Diese Worte gingen mir durch Mark und Bein – ich hatte unsere Beziehung eigentlich von einer etwas romantischeren Seite gesehen. Später sagte er: „Ach, das habe ich doch damals gar nicht so gemeint!“

Werner war ein cleverer Geschäftsmann, immer auf der Suche nach neuen Ideen. Von seinen jeweiligen Freundinnen erwartete er denselben Eifer. Die meisten Frauen sind jedoch nicht für die Härten des Pflegeheimgeschäfts geschaffen. Ich habe es gemacht,

weil ich Werner liebte und ihm etwas von dem Stress abnehmen wollte. Das ging aber nicht. Statt ihn zu entlasten, landete das gleiche Maß an Stress nun auch auf meinen Schultern. Harte Jahre! Ohne es selbst durchgemacht zu haben kann niemand nachvollziehen, welche Härten die Leitung eines Pflegeheims mit sich bringt. Es kostete Werner einige Jahre seines Lebens und bescherte mir Bluthochdruck und Krebs.



Werner Wilhelm II

Mit Mühe und vielerlei Vorbereitungen pflegte Werner im St. Anne jedes Jahr eine aufwendige Weihnachtsfeier zu veranstalten. Er schleppte die Stereoanlage aus Wil Mar an, zentnerweise Klappstühle, ja er verkleidete sich sogar als Weihnachtsmann, und trat den Mitarbeitern, den Patienten und deren Angehörigen gegenüber als richtiger Zeremonienmeister auf. Üblicherweise wurde das Personal mit zunehmendem Alkoholspiegel immer ausgelassener. Es gibt Fotos von Mitarbeitern, die auf seinem Schoß sitzen – und sogar ein Bild, das Werner beim Spielen mit der Weihnachtsmann-Brosche auf Irenes Busen zeigt. Beim Vergrößern dieses Bildes habe ich nur Werners Kopf und Schultern herausgearbeitet, damit man seine Tatze auf Irenes Anatomie nicht sieht. Werners frühere Freundin Judy Oust erschien gewöhnlich mit ihrem Vater - ein eleganter, stattlicher Mann und ausgezeichneter Pianist -, der Werner und seine Gäste dann im zweiten Stock mit Klaviermusik verwöhnte.

Judy arbeitete im Zentrum Detroits für die Werbeagentur Young & Rubicon und sie stand Werner bei der Erstellung seiner St. Anne Broschüre hilfreich zur Seite. Sie war der sensible Künstlertyp. Judy hatte Werner (den sie übrigens sehr mochte) durch Dinora kennengelernt, die früher in derselben Firma angestellt war.

Werner war stolz auf Judy, denn sie schrieb Gedichte. Sie schenkte ihm einen Gedichtband, in dem das folgende ihrer Werke veröffentlicht worden war:

(Sinngemäße Übersetzung)

DER KLEINE ROSAFARBENE BLUMENSTRAUSS

Jedes Jahr am Ostersonntag schenktest du mir einen kleinen rosafarbenen Blumenstrauß
Ohne Worte hat er mir gesagt, was ich dir bedeute

Du hast mich nie mit Zuwendung und großen leeren Worten verwöhnt

Deine Liebe brauchte nicht hinausgerufen zu werden, sie wurde auch so gehört

Du hast nicht, für alle sichtbar, einen Palast gebaut

Du hast einen Garten angelegt in meinem Herzen, mit dem Blumenstrauß ganz allein für mich

Kein Schloss ist erbaut, und es wird auch niemals eines geben
Das so von Dauer ist wie dieses Bouquet, das zu mir spricht

Das Leben besteht aus Lachen und Weinen
Ein kleiner rosafarbener Blumenstrauß zeugt seit Jahren davon

Dieser kleine rosafarbene Blumenstrauß, den du mir schenktest
Sagte meinem Herzen alles, was es wissen musste

Durch diesen kleinen rosafarbenen Blumenstrauß bleibe ich bei dir
Und er läßt unser gemeinsames Leben immer wieder auf's Neue erblühen.

- JUDY OUST

Werners Interesse an Dichtung mag befremdend scheinen, aber er stammte in der Tat aus einer künstlerischen Familie. Als Zehnjähriger gab er bereits gemeinsam mit seinem Lehrer Dichterlesungen. Die beiden bereisten ganz Deutschland und trugen interpretative Gedichte vor. Ich kam in den Genuss einer Kostprobe und war beeindruckt, mit wie viel Gefühl und Ausdruck Werner ein Gedicht vortragen konnte. Es bedarf schon einer gewissen Begabung, Emotionen und Bedeutung aus einem Gedicht herauszuholen und damit dem Publikum näher zu bringen. Ein Mal setzte er sich hin und zeichnete gekonnt ein Südsee-Motiv. Großvater und Urgroßvater Wilhelm waren ja auch ausgesprochene Künstler. Als Steinmetze fertigten sie beruflich Grabsteine an und nebenbei schufen sie herrliche Zeichnungen, von denen einige bei Astrid in der Praxis hängen. Werner selbst hatte keinerlei Motivation, eine künstlerische Laufbahn einzuschlagen, eine 'brotlose' Karriere war nichts für ihn.

Was Werner ganz und gar nicht lag, war die Musik. Er hatte überhaupt kein musikalisches Gehör und machte jedes Lied zunichte. Er konnte eine Melodie auch nicht nur annähernd wiedergeben. Als Kind wurde er in den Akkordeonunterricht geschickt – er brachte aber seinen Lehrer recht schnell zur Verzweiflung, und seiner Mutter sagte man, es sei aussichtslos. Werner sagte mir, er hätte wirklich gerne Akkordeon gespielt, aber er hätte wohl besser zunächst mit Klavier beginnen sollen, das Akkordeon wäre ihm dann vielleicht leichter gefallen.

Eines Tages erhielten wir einen traurigen Anruf von Judy. Ihr Vater war nach längerer Krankheit verstorben. Judy wollte, dass wir an der Beisetzung teilnehmen und wir verbrachten zwei Tage bei den Trauerfeierlichkeiten. Judy brauchte Werner als Stütze. Sie befand sich am Rande eines Nervenzusammenbruchs, musste am ersten Abend von Verwandten fast aus der Leichenhalle getragen werden. Sie hatte ihren Vater über alles geliebt und konnte den Verlust nur schwer ertragen.

Mein erster Valentinstag mit Werner war augesprochen bemerkenswert. Er arbeitete bis spät im St. Anne, wir fuhren dann gemeinsam nach Hause. Er hatte es fürchterlich eilig,

denn er musste unterwegs unbedingt noch eine Karte besorgen und dieses Hallmark Geschäft machte um 21 Uhr zu. Ich wartete im Auto. Werner kam mit einer Valentinskarte und einer Pralinenschachtel aus dem Laden. „Wie süß, wie romantisch,“ dachte ich. Tja, und dann hielt er am Wil Mar, rannte in das Gebäude, und lieferte Karte und Pralinen bei den Pflegerinnen ab. Als ich ihn auf sein etwas eigenartiges Verhalten ansprach, meinte er, ich wisse nicht wovon ich rede.

Ich kann mich nicht erinnern, jemals Süßigkeiten von ihm geschenkt bekommen zu haben. Ich habe zwar hin und wieder Blumen bekommen, aber die waren nie richtig geschenkt. Es handelte sich meist um Blumen aus dem Pflegeheim, die ich dann oft nicht ein Mal behalten durfte. Die Krönung seines mangelnden Fingerspitzengefühls erlebte ich, als er mir ein schönes Gesteck überreichte, das ein Vertreter für das Heim mitgebracht hatte. Das Gesteck gefiel mir sehr gut, ich nahm es mit und stellte es in Werners Haus, damit ich es dort genießen konnte. Kurz vor Weihnachten war es plötzlich weg. Auf meine Frage, wo es denn abgeblieben sei, musste ich erfahren, dass Werner es Dinora gegeben hatte! Da war ich richtig wütend. „Stell dich nicht so an!“ sagte er zu mir. Ich wollte es mir von Dinora zurück holen, das wurde mir jedoch streng untersagt. Ein einziges Mal erhielt ich tatsächlich ein Blumengesteck (mit einem kleinen Bären darin), das für mich gekauft worden war und das ich auch behalten durfte. Das war bei meiner Krebsoperation. Er brachte es mir ins Krankenhaus und nahm es später mit nach Hause. Als Edna die Blumen sah, bekam sie einen großen Schrecken, es sagte ihr nämlich, dass ich im Krankenhaus und die Lage ernst war.

Als ich Werner kennen lernte, war ich als Sozialarbeiterin in der Kinder- und Familienfürsorge in Macomb County tätig. Ich habe dort gerne gearbeitet. Zwei bis drei Mal die Woche machte ich Hausbesuche und hatte dabei mit vielen interessanten, einkommensschwachen Familien zu tun. Werner konnte keine Sozialarbeiter leiden. Er nannte sie Kommunisten. Als ich ihm meinen Beruf nannte, wollte er sich fast gar nicht weiter mit mir verabreden und war sich sicher, dass ich nur eine Eintagsfliege sein würde. Es gab außer mir noch zwei weitere Damen, mit denen er damals Kontakt aufgenommen hatte und er machte keinen Hehl daraus, dass ich an unterster Stelle stand. Nach seinem Tod fand ich in seinem Schlafzimmer einen Zettel mit unseren drei Namen. Er hatte die ersten Treffen ausgewertet und ich erhielt die einzige positive Kritik. Die eine der beiden anderen Damen war Mietkassiererin und Buchhalterin für ein großes Mietunternehmen in Detroit. Werner ließ diese Frau wissen, dass eine seiner früheren Freundinnen dies bereits vor zehn Jahren gemacht habe. Ralph Lipshaw, der Vater jener Freundin, war Mietshausbesitzer in Detroit und handelte mit Immobilien. Seine einzige Tochter hatte er an der Wayne State Universität studieren lassen. Nach dem Magisterabschluss stieg sie dann in die Geschäfte ihres Vaters ein. Eines Samstag Nachmittags schickte er sie los, um bei einigen schwierigen Parteien die rückständige Miete einzutreiben. Sie kam nicht mehr zurück. Stattdessen klopfte die Detroiter Polizei an seiner Tür und teilte ihm mit, dass seine Tochter von einem bössartigen Mieter ermordet worden war. Ein vielversprechendes junges Leben war ausgelöscht!

Werner hatte ein Inkassobüro für die Mietabrechnungen beauftragt. Das funktionierte nicht ohne Komplikationen – die Buchführung ein heilloses Durcheinander und am Ende

wusste keiner so genau, wer denn nun die Miete bezahlt hatte und wer nicht. Dieses Büro war ein Fehlgriff und kostete Werner eine Menge Geld.

Mit der anderen Dame fanden mehrere Telefonate statt, aber zu einem Treffen kam es nicht. Sie machte auf Werner den Eindruck, dass sie kein wirkliches Interesse an einem persönlichen Kennenlernen hatte. Die Dame besaß einen weiterführenden Hochschulabschluss und war kalt wie ein Fisch.

Im Dezember 1976 stellte ich Werner meinen Eltern und meinem Bruder Michael vor. Werner lud alle zu sich nach Hause ein, wo er ihnen Kaffee und Kuchen in seinem schönen Rosenthal Service anbot. Wir verbrachten einen angenehmen Nachmittag.



Marie Bender

Werner und meine Mutter verstanden sich wie Hund und Katze, sie bekriegten sich ständig. Zwischen Werner und meinen Brüdern herrschte höfliche Distanz. Mein Vater war zwar höflich, die Art wie Werner mich behandelte missfiel ihm jedoch sehr. Vor allem seine Weigerung, mich zu heiraten. Während meiner Genesung von der Schilddrüsenkrankheit, auf einem langen Spaziergang entlang der Base Straße, sagte mein Vater zu mir, er wünsche sich so sehr einen Mann für mich, der mich lieben würde.

Werner hatte sich noch nie gut mit den Eltern seiner Freundinnen verstanden. Dinora erzählte, dass Werner ihren an Krebs sterbenden Vater angeschrien und ihn Namen genannt habe. Die Beziehung zu Dinoras Mutter war viel besser. Als sie zum ersten Mal nach Amerika kam, erwartete und begrüßte Werner sie am New Yorker Flughafen, worüber sie sich ausnehmend freute. Rudi war ziemlich wütend über die Blamage, nicht selbst bei der Ankunft zugegen gewesen zu sein.



Bill Bender



Craig Stephens

Ein Mal lud Werner meinen Bruder Bill und meinen Neffen Craig in ein gutes Restaurant, das Shelby Inn, zum Prime Rib Essen ein. Es war köstlich und die Portionen riesengroß. Anschließend fuhr er mit uns in ein Drive-in Kino in Mt. Clemens, wo an jenem Abend zwei Filme zum Preis von einem angeboten wurden. Auf dem Weg zum

Kino jammerte Craig, dass er so voll gegessen sei und zu platzen glaube. Uns ging es genau so. In der Pause nach dem ersten Film erschienen Hot Dogs, Limo und Popcorn auf der Leinwand. Bill, der vorne in der Mitte saß, wollte plötzlich aussteigen. „Wo willst du denn hin?“ fragte ich ihn, erhielt aber keine Antwort. „Du willst doch nicht etwa was zu Essen holen?“ „Sei ruhig und lass mich jetzt raus!“ sagte Bill. Und dann kam er tatsächlich mit beiden Händen voll Knabbereien zurück. Uns wurde fast schlecht beim Zusehen, wie er das alles in sich hinein stopfte.

Ich erinnere mich an eine lustige Geschichte über Werner und Craig. Werner mochte Craig. Eines Tages machte Werner ihm den Vorschlag, von meinem Haus in der Base Straße zum Mc Donald's an der Ecke der M-29 zu rennen, und eine ganze Tüte voll Hamburger zu holen. Früher, als Werner Anfang Vierzig war, hatte er so etwas auch gemacht, damals kaufte er die Hamburger allerdings am Hamburgerstand Mott Ecke Fort und Livernois Straße. Craig wurde schlecht bei dem Gedanken, so viele Hamburger zu essen. Dann, am Tag von Craigs Abreise aus Michigan, lud Werner uns in das rotierende Restaurant auf dem Dach des Holiday Inn ein. Es befand sich in der Telegraph Straße in der Nähe der 12 Mile Straße. Das Essen und die Stimmung waren wunderbar. Wir genossen es so sehr, dass wir dabei die Zeit vergessen hatten. Craig wurde nun nervös, er hatte Angst, sein Flugzeug zu verpassen. Auch ich begann mir Sorgen zu machen. Werner beruhigte uns und meinte, wir würden es schon noch rechtzeitig schaffen. Zügig verließen wir das Restaurant und Werner fuhr natürlich, als ob der Teufel hinter ihm her wäre. Ganze zehn Minuten verblieben noch bis zum Abflug, als wir den Flughafen erreichten. Werner sagte zu Craig, es sei keine Zeit mehr zum Einchecken, man müsse mit dem Gepäck in der Hand Richtung Flugsteig rennen. Am Kontrollschalter warf Werner den Koffer und Craig das Handgepäck auf das Band zum Durchleuchten. Da ertönte plötzlich Alarm und schon kamen Sicherheitsbeamte angelaufen. Sie rissen Craigs Gepäck auf und fanden sein Spielzeug ... ein Wassergewehr in präziser Nachbildung eines Maschinengewehrs! Das gab lautstark Ärger, und Werner war sauer auf Craig, dass er sie beide in diese Situation gebracht hatte. Werner schrie: „Behalten sie das verdammte Gewehr – der Junge muss in fünf Minuten abfliegen!“ Und Werner und Craig schnappten das Gepäck abzüglich des Maschinengewehrs und eilten weiter ins Flugzeug, wo die Stewardess hinter ihnen die Tür verriegelte. Da wurde Werner bewusst, dass er nun einen Freiflug nach Kalifornien ausnützen könne. Blitzschnell ging er gedanklich über seinen Terminkalender für die nächsten zwei Tage und stellte fest, dass er sich persönlich um ein paar sehr wichtige Dinge kümmern musste. Also bat er die Stewardess, ihn aussteigen zu lassen. Ich hatte derweilen vor dem Flughafengebäude im Cadillac gewartet. Nicht auszudenken, was ich mir für Sorgen gemacht hätte, wenn Werner stundenlang nicht zurück gekommen wäre. Damals gab es auch noch keine Handy-Telefone.

Werner war immer gut zu meinem Bruder Bill. Sie mochten sich. Oft rief Bill ihn an und dann verbrachten sie eine lange Zeit am Telefon. Während ich im Jahr 1980 wegen meines niedrigen Schilddrüsenhormons im Krankenhaus lag, war Bill der einzige aus meiner Familie, der Werner regelmäßig über meinen Zustand informierte.

Werner respektierte meinen Vater, aber es kam nicht zu besonders viel Gedankenaustausch zwischen den beiden, vor allem weil mein Vater in seinen letzten

Lebensjahren sehr still geworden war. Werners einzige Kritik war die, dass mein Vater sein überschüssiges Bargeld nicht in Aktien angelegt hatte. Ich versuchte Werner zu erklären, dass diese Generation die Wirtschaftskrise durchlitten habe und ihre Ersparnisse deshalb nicht dem Aktienmarkt anvertrauen wollte. Werner erwiderte, dass er während der Rezession 1958-1960 am Aktienmarkt zwar 25.000 Dollar verloren hätte, der Verlust jedoch später wieder wettgemacht worden sei.

Im Februar 1982 besuchte meine Mutter meine Schwester in Kalifornien. Da mein Vater allein zu Hause blieb, lud Werner ihn zusammen mit mir und Onkel Kurt am Sonntag zum Essen ins Van Pamel ein. Dieses Restaurant lag am See, gegenüber seines Hauses in Fair Haven. Auf Anraten seines Internisten Dr. Cholak hinsichtlich der erhöhten Fett- und Cholesterinwerte bestellte mein Vater Fisch. Als wir da um den Tisch saßen und mit dem Essen beschäftigt waren, fiel mir plötzlich auf, dass sich die Lippen meines Vaters dunkelblau färbten – und mir wurde schweren Herzens bewusst, dass sich sein Leben dem Ende zubewegte. Werner zeigte sich immer als vorzüglicher Gastgeber, wenn er uns zum Essen einlud. Er führte uns nur in die besten Lokale und war nie knausrig, wenn es ums Essen ging. Er selbst nannte es immer 'deutsche Gastfreundschaft' – man konnte zu Essen und Trinken bestellen so viel man wollte. Allerdings verpönte er alkoholische Getränke. Er hatte keine Lust zuzusehen, wie sich jemand auf seine Kosten betrank, und er rechnete es mir hoch an, dass ich bei gemeinsamen Essen mit einer Gruppe von Leuten niemals Alkohol zu mir nahm. Werner hasste Betrunkenheit. Ich kann mich eigentlich nur an drei Begebenheiten erinnern, wo ich Werner betrunken erlebt habe. Ein Mal, als er für Malis Kinder den Weihnachtsmann spielte und am Heiligen Abend bei Carlene in Southfield Weihnachtsgeschenke austeilte. An jenem Abend trank er verständlicherweise zu viel, denn er konnte Kinder anderer Leute nicht leiden und wollte auch kein Weihnachtsmann sein. Das ging ihm gegen den Strich. Also leerte er eine Flasche Kailua, begab sich in seinen Cadillac und fuhr mit ungefähr 65 km/h durch das Schneegestöber. Ohne die Geschwindigkeit zu drosseln und auf schneebedeckter Fahrbahn bog er an der Kreuzung links ab. „Telefonmast, wir kommen!“, sagte ich mir. Aber der Cadillac war schwer und tieflegend, sodass wir das Abbiegen unbeschadet absolvierten. Werners Kommentar: „Dieses Auto fährt genau wie der Schlitten des Santa Claus!“ Wir kamen heil bei Carlene an, und er verteilte die Geschenke. Onkel Kurt kniete sich vor ihn hin und wollte auch ein Geschenk, aber der Weihnachtsmann sagte, er sei nicht brav genug gewesen und hätte keines verdient.

Die beiden anderen Male, habe ich Werner auf Weihnachtsfeiern im St. Anne betrunken gesehen. Diese Feiern waren immer sehr anstrengend und Werner versuchte, den Stress mit Alkohol abzubauen. Ein Mal ließ er den Hausmeister alle Klappstühle auf den gemieteten Anhänger aufladen und fuhr anschließend damit nach Utica nach Hause. Da er betrunken war, vergaß er völlig auf den Anhänger am Wagen. Er fuhr Schlangenlinien und erwischte mit dem Anhänger mehrmals den Bordstein. Ich starb fast vor Angst und war so froh, als wir in Werners Einfahrt ankamen. Ich hatte mich zu früh gefreut. Er parkte den Wagen in der Garage und ließ das Garagentor per Knopfdruck herab. Mit einem lauten Knall deformierte es den Kofferraumdeckel. Am nächsten Tag trug er Charlie auf, die Verformungen so gut wie möglich wieder gerade zu biegen. Von da an war Werners Auto an dem schiefem Kofferraumdeckel zu erkennen.



Willy Fichter

Viel später nahm Werner ein Mal seinen Cousin Willy Fichter mit nach Florida ins Registry Hotel. Werner bezahlte die Übernachtung, die große Telefon- und Getränkerechnung, die ihm da präsentiert wurde, übergab er allerdings Willy mit der schroffen Aufforderung, diese bitteschön selbst zu begleichen.

Onkel Kurt ließ sich bei Feiern ganz gerne voll laufen. Ein Mal war er so betrunken, dass er sich zu Hause in Werners Wohnzimmer unmöglich benahm und sich sogar auf dem Boden wälzte. Werner wurde sehr ärgerlich. Er schickte Kurt ins Bett und wollte ihn erst wieder sehen, wenn er nüchtern war. Ein anderes Mal trank er mit Rudi. Es war ziemlich schwierig, Kurt anschließend ins Auto zu verfrachten. Die Beine wollten ihm beim Einsteigen absolut nicht gehorchen. Schließlich schubste Werner ihn in den Wagen, schloss die Tür und fuhr mit ihm nach Hause. Auch mit einem Nachbarn in Barbeau, der schräg gegenüber Werners 650 ha Grundstücks wohnte, betrank sich Kurt ein Mal. Kurt sprach kein Wort Englisch und Herr Mc Cleary kein Wort Deutsch, aber die beiden unterhielten sich. Und mit zunehmendem Alkoholspiegel klappte die Verständigung immer besser. Dieses Trinkgelage duldete Werner stillschweigend, da es seinen geschäftlichen Interessen diente. Abgesehen von den genannten Fällen war Kurt immer stocknüchtern.

Der meiste Spaß, die tiefste Verzweiflung, die größte Angst, und Strapaze bis hin zur völligen Erschöpfung war zu erleben, wenn man zusammen mit Werner in den Pflegeheimen arbeitete. Es gab ständig Trubel. Und sobald es ruhig wurde, sorgte er für neues Theater. Nein, mit Werner kam niemals Langeweile auf!

Ich habe im November 1981 für Werner als Verwalterin zu arbeiten begonnen. Das heißt, ab da war ich offiziell beschäftigt. Mein erster richtiger Arbeitstag war der 11. Januar 1982. Welch ein Zufall, dass Werner später auch an einem 11. Januar verstarb! Eigentlich hatte er mich ja dazu überredet, meine Arbeitsstelle beim Staat Michigan aufzugeben und bei ihm im St. Anne anzufangen. Er sagte, ich bräuchte dann bei ihm nicht mehr so viel arbeiten. Von wegen! In meinem ganzen Leben hatte ich nicht so schwer und so viele Stunden gearbeitet wie im St. Anne. Allerdings bot mir Werner auch ein gutes Gehalt. Ich verdiente mehr als vorher und hatte dieselbe gute Krankenversicherung wie vorher. Ich muss zugeben, dass ich meinen sicheren Arbeitsplatz beim Staat schon mit einem mulmigen Gefühl aufgegeben habe, denn die Sicherheit des neuen Arbeitsplatzes war eher ungewiss. Für diesen Schritt kamen dann für mich aber zwei Gründe in Betracht: Erstens weil es Werner war, der mir das Angebot einer neuen Anstellung machte und zweitens, weil ich nach zwölf Jahren derselben Beschäftigung keine Herausforderung mehr erfuhr. Bei Werner begann mein Arbeitstag um ca. neun Uhr morgens. Bis halb sechs arbeitete ich in der Verwaltung, dann schmiss ich mich in alte Klamotten, verputzte

und strich die Löcher, die Lee Seymour bei der Installation der Rohre hinauf in den zweiten Stock und auf das Dach aufgebrochen hatte. Ich hatte gehofft, dass Werner jemanden mit dieser Arbeit beauftragen würde, aber nachdem er das nicht wollte, machte ich es eben selbst. Es musste unbedingt gemacht werden, denn ein übel gelaunter Familienangehöriger hatte sich bereits beim Gesundheitsamt über die Löcher in der Wand der Toilettenräume beschwert, ein anderer hatte mich angerufen und mit einer Beschwerde gedroht. Es geschah auch etwas Lustiges bei meinen Abenden, die ich mit diesen Ausbesserungsarbeiten verbrachte. Werner ging gewöhnlich zwischen sechs und sieben Uhr abends nach Hause und ich arbeitete von halb sechs bis ungefähr elf Uhr nachts. Gegen halb elf stellte sich bei mir die Müdigkeit ein. Ich hatte noch eine lange Fahrt vor mir und wünschte mir sehnlichst mein Bett. Eines Abends gegen Viertel vor elf hatte ich nach dem Verputzen noch eine ganze Wand zu streichen, weil ich den Raum fertig haben wollte. Ich begann immer am nächsten Tag gerne mit einem neuen Raum - sämtliche Toiletten und Waschräume im ersten Stock mussten nämlich gemacht werden. Im ersten Bett neben der Tür lag eine Patientin zusammengerollt in Embriolage. Als ich mit meiner Arbeit begann, drehte eine Pflegerin diese Patientin auf den Rücken und stellte das Bett hoch, um sie mit pürierter Nahrung zu füttern. Die Patientin verharrte in Form eines C, Kopf und Beine berührten das Bett nicht. Sie war nicht wach und wusste nicht, dass sie nun essen sollte. Die Pflegerin führte den Löffel zum Mund der Patientin und stieß einen Schrei aus, worauf die Patientin erstaunt den Mund öffnete. Schon war der Löffel eingeführt und die Patientin schluckte den Brei. Das wiederholte sich, bis der Teller leer war. Die arme Frau war gänzlich weggetreten, sprach nur ganz selten und wenn, dann nur ganz leise und verworrenes Zeug. Als ich in ihrem Waschraum fast fertig war - die Uhr zeigte Viertel vor elf und ich war völlig erschöpft - stand ich irgendwie ungünstig auf der Leiter, versuchte um eine Lampe und die Toilette herum zu manövrieren, und die Wanne mit Farbe rutschte ab. Sie fiel zu Boden und die Farbe ergoss sich über den Boden. „Verdammte Sch...!“ schimpfte ich. Und dann die scharfe Erwiderung der Patientin in Embriostellung und in vornehmstem Britisch: „Solche Worte geziemen sich nicht für eine Dame!“

Im St. Anne hatte Werner ein großräumiges Büro im Untergeschoss. Es war sein kleines Königreich und er war zweifellos der König. Er arbeitete an einem schönen, aufwendig verschnörkelten Massivholzschreibtisch. Unglücklicherweise stand dieser teure Schreibtisch bei der Überschwemmung im St. Anne fast einen halben Meter hoch im Wasser und verlor dabei unwiederbringlich eine Menge seiner majestätischen Schönheit. (Das war die Überschwemmung, nach der Maxine Parrish, sehr zu Werners Entrüstung, seinen Teppich in Stücke schnitt und aus dem Fenster warf.)

Die Wände in Werners Büro waren in einem mittleren Goldgelb gestrichen, das war seine Lieblingsfarbe. In demselben Ton hatte er auch viele andere Wände im St. Anne und im Wil Mar streichen lassen. (Frau Hefferon, die Gelb nicht zu ihren Lieblingsfarben zählte, brachte ihre Missbilligung deutlich zum Ausdruck. Sie wollte nicht überall Gelb sehen.) An der rückwärtigen Wand, über Werners linker Schulter hing ein Jesusbild. Zur Einrichtung gehörten zahlreiche dunkle, hässliche, aber solide Aktenschränke, die an der Südwand standen, und unterschiedlichste Dinge, die für eventuelle Reparaturen gebraucht werden konnten, waren auf dunkelgrauen Metallregalen untergebracht. Glenn,

der Hausmeister, hatte einen Abstellraum direkt gegenüber von Werners Büro. Es war vollgestopft mit allerhand Gerümpel, was man Werners Meinung nach vielleicht noch irgendwann gebrauchen könnte. Einiges wurde später tatsächlich noch gebraucht, anderes war so tief begraben, dass man von seiner Existenz nichts wusste.

Ein großer Küchentisch in Werners Büro diente als Konferenztisch. Daran fanden hauptsächlich Besprechungen mit dem Gesundheitsamt statt. War das immer ein Theater! Wenn sie Werner die gefundenen Verstöße mitteilten, rief er über die Sprechanlage die zuständigen Mitarbeiter ins Büro, ließ sie sich vor dem Tisch aufstellen und rügte sie lauthals mit starken Worten vor den Leuten vom Gesundheitsamt. Diesen war das unangenehm, sie wollten bei solchen Maßnahmen nicht dabei sein. Aber so waren sie eben - wie die Kommunisten schnüffelten sie herum und suchten nach Vorschriftenübertretungen, das Personal sollte aber nicht wissen, wo die Beschwerde her kam.

Ein weiterer Verwendungszweck des Konferenztisches war für Gäste, speziell bei Weihnachtsfeiern. Ich werde die Feier nie vergessen, bei der seine frühere feste Freundin Barbara Waldo mit ihrem Verlobten auftauchte. Barbara, ihr Verlobter und Werner saßen mindestens eine Stunde lang an besagtem Tisch, und Barbaras Augen wanderten während der ganzen Zeit zwischen den beiden Männern hin und her. Es war ganz offensichtlich, dass sie Vergleiche anstellte. Barbara war immer noch in Werner verliebt. Ihr Vater war Direktor einer Zweigstelle der Nationalbank Dubai gewesen und Werner war von seinen Referenzen sehr beeindruckt. Als er starb, lebte Barbara bei ihrer Mutter und von der Rente des Vaters.

Werners Büro hatte ein Fenster zur Straße. Es spendete Licht, war jedoch so hoch, dass man kaum etwas sehen konnte. Der hintere Fußweg war durch eine Stützmauer von der Straße getrennt, da der Weg mehr als einen Meter niedriger verlief. Mit jedem Jahr neigte sich diese Mauer etwas mehr nach innen. Das Gesundheitsamt beanstandete sie während unserer letzten Tage im St. Anne, denn sie drohte umzufallen.

Nach der einen schrecklichen Überschwemmung auf Grund des Rohrbruchs blieb Werners Büro zwar trocken, aber bei jedem starken Regen lief Wasser in den Gang, die Kapelle und das Zimmer der Pflegedirektorin. Gegenüber seines Büros hatte Werner eine private Toilette einbauen lassen. Wegen der vergrößerten Prostata und den Unmengen Fruchtsaft, die er tagsüber zu sich nahm, musste er sie häufig aufsuchen. Riesige Becher wurden ihm aus der Küche angeschleppt, am liebsten trank er stark verdünnten Orangensaft und Kaffee.

Werners Sekretärin saß auch in seinem Büro, gleich an der Tür. Da gab es Sekretärinnen unterschiedlichster Persönlichkeit und Kompetenz. Zweifellos die beste war Joyce Cox. Sie war in Grosse Pointe geboren und aufgewachsen, und sie hatte Stil. Sie trug elegante 250-Dollar Kostüme. Ihr IQ war zwar nicht der allerhöchste, aber das kompensierte sie, indem sie ihren Mund hielt und Probleme ganz ruhig mit logischem Denken löste. Daraus resultierten einwandfreie Entscheidungen, Werner brüllte sie kein einziges Mal an. Seine Lieblingssekretären war wahrscheinlich Maxine Parrish. Er war mit ihr zusammen, als er damals das St. Anne übernahm. Sie hatten ein kameradschaftliches Verhältnis

zueinander. Er sprach oft von ihr, und wenn sie ihn auch manchmal zum Kochen brachte, erzählte er diese Episoden später immer fröhlich. Als Joyce kündigte, wählte sie ihre Nachfolgerin selbst. Welch ein Unterschied! Die neue hatte überhaupt kein Format, war vielmehr ein Sozialhilfe-Typ, trug kurze enge Röcke und Hosen, und zeigte keinerlei Initiative. Solange Werner da war, wurde die Arbeit blitzschnell erledigt. Sobald er jedoch das Büro verließ, bewegte sich nichts mehr. Erst wenn sie wusste, dass er im Anmarsch war, widmete sie sich wieder ihrer Aufgabe. Als sehr viel zu erledigen war, Werner aber im Wil Mar alle Hände voll zu tun hatte, rief er am Vormittag im St. Anne an, und sagte, er käme gleich. Anderthalb Stunden später meldete er sich wieder telefonisch und sagte, er sei aufgehalten worden, würde aber nun losfahren, dies und jenes sei doch inzwischen bestimmt erledigt. Dieses Spielchen wiederholte er noch ein paar Mal – schließlich wurde es Abend, Werner war immer noch nicht erschienen, aber die Arbeit war gemacht.

Ein weiteres seiner Spielchen bestand darin, den Mitarbeitern in dem einen Heim zu sagen, wie viel schneller und besser ihre Kollegen in dem anderen Heim seien. Das machte er z.B. mit Bonnie, seiner fähigsten Buchhalterin im St. Anne. Ihr erzählte er, wie gut Margaret war und wie flott sie die Monatsabrechnungen erstellte. Dann allerdings, als Werner und Bonnie nach einem Besuch beim Steuerberater Larry Brown wegen fehlender 100.000 Dollar im St. Anne ankamen, bekam er einiges von Bonnie zu hören. Den Vergleich mit Margaret wollte sie sich nicht länger gefallen lassen. Margaret wartete in der Lobby auf Werner, der sie zurück nach Utica bringen sollte, und sie saß da wie auf glühenden Kohlen. An ihrem Verhalten war zu erkennen, dass sie etwas angestellt hatte. Ihr Gesicht war krebsrot, ihr Blutdruck muss astronomische Höhen gehabt haben. Sie kündigte auch unmittelbar danach, verkaufte ihr Haus, und zog ohne Zurücklassen einer Anschrift in einen anderen Staat. Viele Jahre später, als Werner schon nicht mehr lebte, spazierte ich an einem schönen Sommerabend über den Friedhof in Utica und sah das Grab ihres Mannes. Da wusste ich, dass sie wieder zurück gekommen war und ihr Mann an seiner Polyzythmie, einer Blutkrankheit, gestorben war.

Die absolute Krönung im St. Anne war die Sekretären Marilyn. Marilyn wog an die 160 kg, ihre erste Leistung bestand im Erdrücken des Schreibtischstuhls. Sie wusste Werner jedenfalls bestens zu nehmen. Er pflegte sie in höchster Lautstärke anzubrüllen, worauf sie nur den Kopf zur Seite neigte und sagte: „Mensch, Herr Wilhelm.“ Und wenn Werner völlig seine Fassung verlor, erinnerte sie ihn daran, dass ihre Onkel Eigentümer des Randazzo Marktes waren und der Mafia angehörten. Als eines Tages das Telefon klingelte, ging Marilyn dran und sagte „Herr Wilhelm – ein Gespräch für Sie auf Leitung 1.“ Werner hob ab und war mit einem der Mafia-Onkel verbunden. „Sie behandeln meine kleine Nichte doch gut, nicht wahr, Herr Wilhelm?“ klang es aus dem Hörer. „Ja, selbstverständlich,“ antwortete Werner. Ein Mafia-Onkel besuchte sogar Werner im Büro, um sich bekannt zu machen. Werner kam mit Marilyn's Onkeln eigentlich ganz gut aus. Sie verkauften ihm wunderbares Obst und Gemüse zu günstigen Preisen und besorgten ihm gelegentlich auch wichtige Informationen, an die sie leichter gelangten. Ein Mal wollte Werner wissen, was denn die Kreditauskunft Dunn & Bradstreet so über ihn berichteten. Er trug Marilyn auf, es herauszufinden. Sie hatten nicht viel über ihn

gespeichert, aber es gab da einen Vermerk in der Akte: 'Wilhelm möglichst nicht kontaktieren, neigt zu Gewalttätigkeit.' Da musste Werner lachen.

Ein Mal hatte sich die Lage zwischen Marilyn und Werner extrem verschärft, weil sie ohne Ende jammerte und meckerte. Als es Werner dann reichte, ergriff er das dicke Detroit-er Telefonbuch und warf es quer durch den Raum auf Marilyn. Sie duckte sich rechtzeitig und es knallte hinter ihr an die Wand. „Ha ha, nicht getroffen!“, sagte sie schadenfroh. Marilyn arbeitete für Werner bis er das Heim im Juli 1984 an Hari verkaufte. Sie zeigte Werner wirklich hundertprozentige Loyalität, das muss man ihr lassen. Anschließend blieb sie noch etwa ein Jahr bei Hari, der sie aber dann entließ, weil er es nicht mehr ertragen konnte, dass sie Werner immer alles haargenau berichtete. Später eröffnete Marilyn ihre eigene Tagesstätte und berichtete Werner regelmäßig über die erfolgreiche Entwicklung und die Erweiterungsplanung.

Ich lernte Marilyn kennen, als ich im St. Anne zu arbeiten begann, und bald hatte sie auch meinen Blutdruck zum Steigen gebracht. Ich konnte diese weinerliche Stimme nicht ausstehen. Und nach einigen Monaten merkte ich erst, dass sie mich ständig im Auge hatte, nur um bei Werner petzen zu können. Ein Mal kam sie nach oben, nachdem ich die Liste des Gesundheitsamtes gelesen hatte und mit der Korrektur der Beanstandungen beschäftigt war. Sie sah, was ich machte, drehte sich um und ging die Treppe hinunter. Dabei sagte sie in ihrem weinerlichen Petz-Ton: „Das sage ich jetzt Herrn Wilhelm!“ Es machte mich rasend. Ich holte sie ein und konnte meine Hand im letzten Moment noch zurück ziehen – um ein Haar hätte ich ihr eine geknallt.

Die schärfste Sekretärin von allen war Gail. Werner hatte einen Heimleiter-Kollegen namens Paul Kosnik gefragt, ob er ihm eine gute Sekretärin für das St. Anne empfehlen könne. Nach kurzem Zögern nannte Paul, der übrigens nicht zu unseren Freunden zählte, seine Freundin Gail Hill, mit der er zusammenlebte. Paul hatte eine katastrophale Geschichte. Zunächst war er einige Jahre lang katholischer Pfarrer, dann verliebte er sich in eine Nonne. Beide traten aus dem Orden aus, heirateten und setzten vier Kinder in die Welt. Dann verließ Paul seine Frau wegen Gail. Werner erzählte, dass Pauls Frau eine sehr nette Person war, die nach der Enttäuschung durch ihren Mann völlig zusammenbrach. Paul wohnte mit Gail und deren Kinder in Centerline, wo sie ein zügelloses Leben führten. Eines Abends gegen sieben Uhr verließ Paul sein Büro in dem von ihm verwalteten Pflegeheim Ecke Conner und Warren Straße. Er fuhr nach Hause, aß zu Abend, und machte sich dann mit der Freundin seiner Stieftochter auf den Weg zu deren Wohnung in einem nicht besonders guten Viertel von Detroit. Dort wollte er mit der Minderjährigen Sex haben. Das Mädchen bat ihn, sie in einer kleinen Gasse aussteigen zu lassen. Als er anhielt, stachen sie und ihre Freunde mehrfach auf Pauls Brustkorb ein. Schwerverletzt fuhr Paul noch ein kleines Stück weiter, brach dann aber tot hinter dem Steuer zusammen. Das Mädchen kam angelaufen, setzte sich auf den Schoß des Toten und fuhr das Auto weg. Man vermutete, dass Gail ihre Hand mit im Spiel hatte, das konnte jedoch nie bewiesen werden. Paul hatte nämlich eine Lebensversicherung in Höhe von 200.000 Dollar abgeschlossen, die Gail als Begünstigte dann einforderte. Manchmal sind Gottes Wege seltsam. Die Summe wurde ihr nicht

ausbezahlt, weil die Versicherung erst am 120sten Tag nach Abschluss in Kraft treten sollte – und das war erst am folgenden Tag, etwa anderthalb Stunden nach dem Mord.

Jedenfalls war Werner Pauls Vorschlag gefolgt und stellte Gail ein. Das war vielleicht ein Fiasko! Am ersten Tag kam sie schon 20 Minuten zu spät zur Arbeit. Ich setzte mich dann mit ihr zusammen, um ihr die Bearbeitung der Arbeitszeit-Kontrollkarten zu erklären. Ich war entsetzt, bereits um halb zehn Uhr morgens diese Alkoholfahne zu riechen. In der Mittagspause aß sie nur ganz wenig von dem Essen, das allen Mitarbeitern der Heimleitung zustand und sagte: „Oh, viel zu viel Kalorien.“ Dann mussten Werner und ich ein paar Tage verreisen. Als wir zurück kamen, war Gail damit beschäftigt, Unterlagen, die fünf bis sieben Jahre lang verwahrt werden mussten, zu verbrennen. Ein Teil lag noch vor dem Ofen, den konnten wir retten. Gail wurde natürlich fristlos entlassen. Sie ging jedoch nicht, ohne Dokumente und Schecks mitgehen zu lassen. Mir wurde Angst und Bange – aber Werner konnte an Hand der gesperrten Schecks einige Daten wieder neu erstellen.

Die nächste Sekretärin konnte ihren Arbeitsplatz nur ungefähr eine Woche lang halten. Es handelte sich um eine 50-jährige vorlaute Frau namens Florence, die von Organisation keine Ahnung hatte. Sie beharrte darauf, die Pflegeheimrechnungen in einem gewöhnlichen Haushalts-Aktenordner, den sie sich besorgt hatte, zu verwahren. Es brachte Werner auf die Palme. Die andauernden lautstarken Auseinandersetzungen zwischen den beiden verursachten mir Kopfschmerzen. Allerdings traf sie sich auf Anweisung Werners auf einem Supermarkt-Parkplatz mit Gail zwecks Übergabe der entwendeten Dokumente. Werner hatte Gail nämlich mit Strafanzeige und Festnahme gedroht, wenn sie die Unterlagen nicht unverzüglich zurückgebe. Nach dieser Aktion und weiteren Tagen ständigen Geschreis im Büro kündigte Florence – dem Himmel sei Dank! Eine Woche später kam sie zurück und wollte ihre Arbeit doch wieder aufnehmen. Vor Ort wurde ihr aber klar, dass sie Werner zwar mochte, aber nicht mit ihm zusammenarbeiten konnte.

Werner teilte die Buchhaltung im St.Anne in die beiden Bereiche Forderungen (Zuständigkeit: Bonnie Lerner) und Verbindlichkeiten (Zuständigkeit: Sekretärin). Bonnie war eine sehr gute Kraft und hat jeden Pfennig, der Werner zustand, hereingeholt, eventuell nebenbei sogar noch etwas mehr. Sie war zwölf Jahre bei ihm im St. Anne und arbeitete nach dem Verkauf des Heims für Mali, der ihr ein besseres Gehalt bezahlte. Und dann starb sie eines Montags abends nach dem Bingospielen an einem Aneurisma. Vielleicht wäre sie heute noch am Leben, wenn man sie statt in das Mt. Clemens General Hospital ins Henry Ford Hospital gebracht hätte. Sie war ja völlig gesund und dynamisch gewesen. Während man sie fünf Stunden in der Notaufnahme warten ließ und sich nicht für eine Maßnahme entscheiden konnte, verblutete sie.

Mit dem Verkauf des Heimes verlor Werner auch Bonnies Loyalität. Sie war nur noch für Hari Mali da, den sie vorher nicht mochte. Ja, sie schadete uns am Ende sogar. Sie bearbeitete die Krankenversicherungsrechnung (Medicare) für Werner nicht und händigte uns auch die nötigen Unterlagen nicht aus. Somit konnten wir keine Forderungen einreichen. Die Blue Cross Versicherung forderte später auch Geld von uns, weil wir

nicht die erforderliche Anzahl von Patienten hatten. Anfänglich ignorierte Werner diese Rechnungen, übergab sie dann einem Rechtsanwalt, und als Werner starb, hatte sich die Sache sowieso erledigt.

Die staatliche Gesundheitsfürsorge Medicaid und deren Geschäftsführer Dennis Madelinski wurden wir nicht so leicht los. Werner wurde verklagt. Er wandte sich an den Rechtsanwalt Feldman, der ihm riet, die Forderung bis zur gerichtlichen Entscheidung auf ein Anderkonto einzuzahlen. Feldman erklärte Werner, dass für diesen Zweck nur ganz bestimmte Wertpapiere gesetzlich erlaubt waren. Aber wie zu erwarten, konsultierte Werner seinen Börsenmakler und prüfte, welche Pfandbriefe damals im Jahr 1984 am ertragsreichsten waren. Diese wurden als Anderkonto zwar nicht anerkannt, aber wie könnte es anders sein, Werner kaufte sie trotzdem. Und typisch für Werner, er kam beim Staat damit durch und machte nebenbei noch einen guten Gewinn. Mir hatte er aufgetragen, die Forderung der Medicaid Gesundheitsfürsorge genauestens auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Also durchkämmte ich alle Unterlagen und stellte fest, dass wir nicht nur den geforderten Betrag tatsächlich schuldeten, sondern sogar noch mehr. Das war offensichtlich übersehen worden. Die Medicaid Versicherung im St. Anne war eine Goldgrube für Werner. Da war das sogenannte MIP-Programm, bei dem die Versicherungsgesellschaft uns alle zwei Wochen einen Scheck in Höhe des geschätzten Betrages bezahlte, und nach jedem Quartal wurde dann an Hand der tatsächlichen Zahlen abgerechnet. Eines schönen Tages im Jahr 1983 erhielten wir einen Scheck über 113.000 Dollar, und Bonnie erklärte Werner, dass er nicht auf einen einzigen Cent davon Anspruch habe. Es handelte sich um einen Irrtum von Seiten des Staates. Werner zeigte den Scheck Mali, die beiden lachten sich schief, und Werner legte das Geld an. Erst als Werner das Heim verkaufte, entdeckte der Staat den Fehler. Im Laufe eines Gerichtsverfahrens konnte dann ein Vergleich erzielt werden.

Werner hätte dem Staat die Veräußerung des St. Anne und des Wil Mar eigentlich zwei Monate vorher schriftlich mitteilen müssen. Aber er war ja nicht dumm. Er wusste, dass dann die letzten beiden Gesundheitsfürsorge-Schecks eventuell nicht abgeschickt würden und man ihn monate- oder sogar jahrelang auf das Geld würde warten lassen. Also informierte er den Staat nach dem Verkauf der beiden Heime Ende Juli und hatte die letzten zwei Schecks sicher in der Hand. Werner war ein ausgesprochen cleverer Geschäftsmann, der sich jeden Schritt genau überlegte. Er verglich das Leben immer mit einem Schachspiel. Vor jedem Zug muss man sich das Brett aus verschiedenen Winkeln ansehen und dann drei Züge vorausplanen. Und genau so hat er es gehalten. Wenn er bei einem Geschäft im letzten Moment kalte Füße bekam und einen Rückzieher machte, verfolgte er die Entwicklung des Geschäftes trotzdem. Diese Unternehmen waren in der Regel erfolgreich, worin er die Bestätigung seines guten Geschäftssinns sah.

Sein Privatleben führte er nach dem gleichen Prinzip. Nur war das weniger erfolgreich, weil die Frauen nicht gewillt waren, jahrein jahraus darauf zu warten, dass er sich endlich festlegt, während er die Entwicklung der Beziehung beobachtete. Ich war die einzige, die ihn trotz seiner langen Unentschlossenheit nicht verließ.

Mit Kreditkarten stand Werner auf Kriegsfuß. Er pflegte gute Geschäftsbeziehungen mit der City National Bank, bei der er auch einen Kredit unterhielt. Er fragte den Direktor der Zweigstelle an der Ecke Mack und Cadieux Straße nach einer Kreditkarte, die ihm ohne Weiteres ausgestellt wurde. Das hat der Direktor aber sicherlich bald bereut. Jeden Monat musste er Werner nämlich in dessen Büro aufsuchen und um die Begleichung der rückständigen Forderungen bitten. Werner hatte die Rechnung beiseite gelegt, um sie mit seinen Quittungen zu vergleichen. Irgendwie verlegte er aber immer ein paar Quittungen oder fand nicht die Zeit, die Rechnung auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Natürlich wurde die Kreditkarte nach deren Ablauf nicht mehr verlängert. Später beantragte Werner noch ein Mal eine Karte. Da er niemanden gerne in seine wirtschaftlichen Verhältnisse blicken ließ, (eine Eigenschaft, die er sich unter den Nazis und den Kommunisten in Deutschland angewöhnt hatte) gab er den Antrag nur halb ausgefüllt ab. Nach ein paar Wochen erhielt er eine Absage. Werner brachte dieses Schreiben am schwarzen Brett neben der Stechuhr an und sagte, „Meine Damen, wie Sie sehen haben nicht nur Sie Kreditprobleme.“ (Werners Absage war damit begründet worden, dass er kein nachweisbares Einkommen habe!)

Bonnie Lerner's Tochter Cindy arbeitete bei uns in der Küche, zuerst als Ernährungsberaterin und dann als Leiterin der Diätküche. Sie nahm an einem Ernährungs-Management Lehrgang teil, den sie trotz Emma Williams Hilfe nach einem ganzen Jahr immer noch nicht abgeschlossen hatte. Als das Gesundheitsamt Cindy nicht länger ohne diesen Lehrgang als Vorgesetzte in der Küche arbeiten lassen wollte, übte Werner Druck auf sie und Emma aus. Das wirkte und innerhalb kurzer Zeit hatte sie ihr Zertifikat in der Tasche.

Cindy war ein fröhlicher und angenehmer Mensch. Sie war energiegeladener und begeisterungsfähiger. Wenn man sie nett behandelte, war sie auch bereit, zusätzliche Aufgaben zu übernehmen. Wie bereits erzählt, haben sie und ich zum Beispiel gemeinsam etwa 10.000 Kakerlaken beseitigt – ein Zeitaufwand von acht Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags. Sie half mir auch beim Streichen des Treppenhauses im Untergeschoss, welches wir in Rekordzeit fertig hatten. Es sah wirklich schön aus, und wir hätten am Ende des Raumes so gerne einen Rennwagen gemalt, der so aussah, als käme er auf uns zu, und Geschäfte entlang der Seitenwände. Dazu fehlte uns leider die künstlerische Begabung, aber wir haben uns jedenfalls köstlich amüsiert.

Ein anderes Mal, - wir hatten zwei Tage lang einen schlimmen Schneesturm – beschloss Cindy mit ihrem Team im St. Anne zu übernachten. Sie versprach eine Pyjama Party und konnte die meisten Mitarbeiterinnen dafür begeistern. Am nächsten Tag waren alle ganz schrecklich müde.

Ein Mal beschloss Cindy, ein paar Sachen an der Wand aufzuhängen. Nägel in die Betonwand zu bekommen, war jedoch nicht so einfach. Sie rief Glen, den Hausmeister, zur Hilfe, ein älterer, sehr lieber und netter Mann. Er brachte die Nägel für sie da an, wo sie sie haben wollte. Cindy lächelte zufrieden und sagte zu ihm, „Heute kommt es mir so vor, als sei ich mit Ihnen verheiratet, denn so etwas machen gewöhnlich Männer für ihre Ehefrauen, nicht wahr?“

Glen war sehr zuverlässig und fehlte nie. Deshalb machte sich Cindy und auch wir uns große Sorgen, als er eines Tages ohne anzurufen nicht zur Arbeit erschien und zu Hause das Telefon nicht abhob. Schließlich war er bereits über 60 Jahre alt und alleinstehend. Kollegen wurden losgeschickt, um nach ihm zu sehen. In seiner Wohnung öffnete niemand die Tür und von außen durch die Fenster war nichts Auffälliges zu sehen. Am nächsten Tag erschien er wieder pünktlich zur Arbeit – angeblich war er am Gericht gewesen, wo er wegen eines Straßenverkehrsvergehens vorgeladen war. Wir hatten uns unnötig gesorgt.

Ein Mal schlich ein Kater draußen vor dem Küchenfenster herum. Cindy holte ihn dann jeden Tag herein und fütterte ihn. Abends ließ sie den Kater durch das rückwärtige Fenster hinaus, damit er auf seine Streifzüge gehen konnte.

Eines Abends aber wollte er aber partout nicht hinaus. Tja, als Cindy am nächsten Morgen zum Dienst kam, fand sie eine Überraschung vor: Vier orange und weisse Katzenbabies! Eine ganz schöne Leistung für einen Kater! Allerdings sahen die Pfoten dieser kleinen Kätzchen eigenartig aus, sie hatten zu viele Zehen. Cindy war über den Nachwuchs überglücklich und fühlte sich wie eine Omi. Sie bereitete den Kleinen ein schönes warmes Plätzchen und fütterte die Katzenmutter gut. All das geschah natürlich versteckt und heimlich, damit Werner sie nicht sah. Was sie nicht wusste: Werner liebte Tiere. Obwohl Katzen nicht gerade zu seinen Lieblingstieren zählten, waren sie ihm trotzdem im Heim willkommen. Als die Kätzchen ein paar Wochen alt waren, liefen sie im Untergeschoss miteinander um die Wette. Sie waren so verspielt, es war die reinste Wonne.

Alice Mocerri arbeitete damals als Physiotherapeutin im St. Anne. Ihr Raum lag im Untergeschoss und Alice war mit Leib und Seele bei ihrer Arbeit. Viele der alten Patienten hatten jedoch keine Lust auf Bewegungsübungen, sie wollten viel lieber in Ruhe gelassen werden. Da hatten Cindy und Alice eine glänzende Idee, nämlich die Katzenjungen im Therapieraum herumspringen zu lassen. Welch ein Erfolg! Die Patienten konnten es nun gar nicht erwarten, zu ihrer Therapiestunde zu gehen. Ich bin davon überzeugt, dass die Kätzchen sich mehr gesundheitsfördernd auf die Patienten auswirkten als die eigentliche Therapie.

Während die Katzenkinder sich mittlerweile auch in der Kapelle tummelten, wurde Werner ein Besucher angemeldet. Es war Paul Benson, der den Abend mit Werner verbringen wollte. „Oh, Sch...“ sagte Werner, „mit dem Herrn möchte ich nicht so gern unter einem Dach sein. „Wir haben doch Reservebetten in der Kapelle – machen Sie doch eines für ihn bereit, bringen Sie ihm ein paar belegte Brote und sagen ihm, ich würde morgen früh für ihn Zeit haben!“ Paul besaß eine Farm mit ungefähr 130 Hektar Land. Weil er die Grundsteuer nicht mehr aufbringen konnte, drohte ihm der Verlust dieses Besitzes. Nun wollte er das Land gewinnbringend an Werner verkaufen. Zwei Mal hatten wir es uns angesehen, aber Werner war der Meinung, dass der Preis überzogen sei. Dies war jetzt Paul's letzter Versuch, Werner doch noch zu überreden. Mir war der 74-jährige, trotz seines finanziellen Kammers immer fröhliche Paul sympathisch.

Mali war Werners Physiotherapie-Vertragsunternehmer. Anfänglich war die Firma eine Personengesellschaft gewesen, aber die beiden Partner begannen sich nach ein paar

Jahren zu befehlen – und Werner befand sich dazwischen. Und als Mali von seinem Partner verklagt wurde, stand für Werner fest, sich eine neue Firma zu suchen. Da Mali das St. Anne unbedingt als Kunden behalten wollte, setzte er eine schriftliche Erklärung auf, in der er bestätigte, dass Werner im Zusammenhang mit dem Streit in keiner Weise zur Verantwortung gezogen würde. Mit diesem Schriftstück in der Hand, beschloss Werner von einer Kündigung des Physiotherapievertrages abzusehen. Für Mali gab es zwei Gründe, diesen Kunden nicht zu verlieren: Erstens ließ es sich gut verdienen, und zweitens wollte er von Werner, dem Besitzer mehrerer Heime und Millionär aus eigener Kraft, den Weg zum Erfolg lernen. Viele Stunden lang verbrachte er in Werners Büro im St. Anne und stellte ihm Fragen. Außerdem bekundete Mali sein Kaufinteresse an dem St. Anne, sollte sich Werner eines Tages dazu entschließen, es zu veräußern. Werner hatte es ihm halb zugesagt, und so bemühte sich Mali weiterhin um Werners Gunst. Mali behandelte Werner immer mit einer falschen, oder wie Werner es nannte, schleimigen Freundlichkeit. Er machte ihm viele Komplimente, denn er wusste, dass Werner sich gerne in Anerkennung sonnte.

Man konnte die Menschen in Werners Leben in zwei Lager aufteilen: Die, die ihn liebten oder gerne mochten und von seiner Leistung beeindruckt waren, und die, die neidisch waren und ihn wegen seiner Erfolge hassten. Werner umgab sich gerne mit Menschen, die seine Führungsqualitäten schätzten, seine Fähigkeit der Geldvermehrung, und seine Kraft und sein Wissen bewunderten. Er war auch wirklich brilliant – ein Finanzgenie. Wie viele Zahlen er im Kopf hatte und manipulieren konnte, war unwerfend. Ohne in die Bücher zu sehen wusste er die Einnahmen und Ausgaben beider Pflegeheime sowie die aktuellen Kontostände. Sein Zahlengedächtnis war fast unheimlich. Er konnte aus fünf Posten bestehende Zahlenkolonnen blitzschnell im Kopf addieren. Als ich im St. Anne zu arbeiten begann, beobachtete ich ein Mal, wie er sich auf eine ganze Seite voll solcher Kolonnen konzentrierte, und einfach die Gesamtsumme darunter setzte. Als er dann zur Toilette ging, nahm ich einen Taschenrechner und wollte wissen, wie nahe er an das richtige Ergebnis gekommen war. Die Summe war absolut korrekt!

Und welch ein Hamster Werner war! Ob sauber, schmutzig, neu, alt, repariert, kaputt, zerbrochen, verrostet – er hob alles auf. Die Keller in den Heimen, die Abstellkammern, unser privater Keller, der überdachte Durchgang und die Garage, alles war so vollgepackt, dass man kaum durchgehen konnte. Und das Meiste davon war purer Schrott. Überall Teile von zerbrochenen Stühlen, Sofas, Roll- und Laufstühlen, Gehhilfen. Säcke mit schmutzigen, stinkenden Kleider und Bettwäsche in unserer Garage. Wofür das verwahrt werden sollte, habe ich nie verstanden. Es blieb einfach da bis ich es nach seinem Tod wegwarf. Teilweise hat er allerdings schon einiges an Geld gespart, wenn Ersatzteile gebraucht wurden, die er nicht neu kaufen musste. Einkäufe waren immer wohl überlegt. Werner kaufte nie etwas, ohne die ganze Stadt nach dem besten Preis abzusuchen. Keiner wusste so gut wie er, wo man etwas am günstigsten bekam.

Verblüfft hat Peggy und mich die Werkstatt in der Detroitter Innenstadt östlich der Ambassador Brücke, wo Reparatur- und Schweißarbeiten ausgeführt wurden. Der Eingang erinnerte an eine Mondscheinkneipe aus der Zeit der Prohibition, wo man nur

mit Passwort eintreten durfte. Das alte, große, handgefertigte Holztor war mit einem Vorhängeschloss gesichert und man musste laut rufen, um hinein gelassen zu werden. Drinnen gab es keinen befestigten Boden. Mehrere Männer arbeiteten an den verschiedensten Objekten. Der Chef nahm die zu reparierenden Gegenstände an und nannte den Preis, der immer ausgesprochen günstig war. Werner hatte dort auch den Waukeshaw Motor reparieren lassen. Die niedrigen Preise beruhten wohl darauf, dass das Gebäude seit Ewigkeit abbezahlt war und die Steuer bestimmt nicht mehr als 1000 Dollar pro Jahr ausmachte. Es war schon erstaunlich, wie Werner solche Stellen fand.

Eine andere seiner bevorzugten Werkstätten war die Tankstelle an der Rouge Überführung der I-75, gleich um die Ecke vom Woodmere Friedhof. Das Gelände war ziemlich heruntergekommen - meterhohes Unkraut in den Betonritzen und überall Glasscherben - , aber die Mechaniker waren tüchtig und die Preise gut. Als wir das Auto meiner Mutter zur Reparatur brachten, hatten sie einen jungen Pitbull zum Schutz vor Raubüberfällen und Drogenabhängigen. Der kleine Hund (vor dem ich übrigens Angst hatte) war nicht mehr da, als wir das Auto abholten. Ein Kunde hatte ihn gestohlen.

Autoersatzteile besorgte sich Werner vom Schrottplatz Central Auto Parts. Ich glaube, er war deren bester Kunde. Aber selbst dort legte man ihm nahe, dass das Auto nun endlich stillgelegt werden sollte. Als ich ein Mal Teile für den bedauernswerten alten Cadillac abholte, sagte der Eigentümer des Schrottplatzes zu mir, er wolle einen Aufkleber für Werners Auto drucken lassen mit den Worten 'Dieser Wagen besteht zu 100% aus Ersatzteilen von Central Auto Parts'. Werner fand das nicht witzig. Er war dort jedenfalls bestens bekannt und wir erhielten immer die besten Ersatzteile. Als der Motor meines Vans beim Kilometerstand von nur 46.000 zum dritten Mal streikte, verkauften sie mir einen gebrauchten Motor mit 24.000 Kilometern, welcher tadellos lief und empfahlen mir eine sehr gute Werkstatt für den Einbau. Der Motor kostete 500 Dollar, der Arbeitslohn kam auf 650 Dollar. Sharon, die Verwalterin, fuhr mit mir in der Abenddämmerung zur Werkstatt, brachte mich nach Hause, und chauffierte mich wieder dort hin, als der Wagen abholbereit war. Wir hatten uns beim ersten Mal fürchterlich verfahren und hätten die Werkstatt beinahe nicht mehr vor Ladenschluss erreicht. Werner und ich veräußerten den Van kurze Zeit später, und Werner kaufte mir dann den neuen weissen GM Van. Er sagte, er würde mir diesen Wagen schenken, weil ich ihn während seiner Krankheiten immer mit Würde und Respekt behandelt habe.



Werner & Sandy Wilhelm



Eldorado



Eldorado

Den Service seiner alten Schrottautos ließ Werner bei Sunoco in der Auburn Straße durchführen, gleich hinter der Kurve, wo die Mound in die Auburn Straße mündet. Und der dortige KFZ-Mechaniker versuchte Werner davon zu überzeugen, dass die Raten für ein neues Auto viel billiger wären als die Reparaturrechnungen für den altersschwachen

Cadillac. Ich glaube, Werner sah es als Herausforderung an. Er wollte wissen, wieviel er aus einem Wagen heraus holen konnte. Dieser alte braune Eldorado schaffte insgesamt 360.000 Kilometer. Dann musste er allerdings wegen komplett abgenutzter Kugellager aufgeben. Man hatte Werner darauf hingewiesen, dass es mit diesem Wagen eines Tages in einer Kurve einen schlimmen Unfall geben würde. Als wir uns kennen lernten fuhr er den Eldorado immer noch, erzählte mir aber, dass das Auto ihm große Sorgen mache und kaufte kurze Zeit später einen himmelblauen Cadillac mit weißem Dach. Dieser leistete 240.000 Kilometer und benötigte weniger Reparaturen.



Werner Wilhelm II

Anschließend gab es wieder einen Cadillac, dieses Mal ein Diesel. Dazu gibt es eine lustige Geschichte: Der Motor ging kaputt, wie bei Dieselmotoren üblich. Werner hoffte, die Garantie in Anspruch nehmen zu können - das Fahrzeug hatte gerade erst die garantierten 80.000 Kilometer überschritten – und er bat Charlie, den Kilometerzähler zurück zu drehen. Während sich dann die Belegschaft oben bei der Weihnachtsfeier amüsierte, waren Charlie und ich im Keller mit dem Kilometerzähler beschäftigt, der 75.000 anzeigte, als er wieder eingebaut wurde. Werner brachte den Wagen in die Vertragswerkstatt, wo er allerdings feststellen musste, dass die Leute dort nicht von gestern waren. Sie montierten ein Rad ab und sahen auf dem dort angebrachten Kilometerzähler den aktuellen Kilometerstand von über 80.000. Da blieb Werner nichts anderes übrig, als für den neuen Motor zu bezahlen. Meiner Meinung nach hätte er sich nicht noch ein Mal für einen Dieselmotor entscheiden sollen, aber das war während der Ölkrise und Werner dachte an das günstigere Tanken. Nur gab es leider nicht so viele Tankstellen, die Diesel verkauften, was bedeutete, dass er des öfteren mit leerem Tank stehen blieb. Und dann Diesel zu besorgen erforderte manchmal einen ganz schön langen Fußmarsch.

Zum Tanken benutzte Werner eine Boron Kreditkarte. An einem Sonntag Nachmittag holte er Beverly La Chat, eine Krankenschwester, zum Dienst von zu Hause ab und tankte an der Boron Tankstelle in der Harper Straße, um die Ecke vom St. Anne. Als Werner mit seiner Boron Kreditkarte bezahlen wollte, bestand der Kassierer darauf, die Karte einzubehalten, weil ihm der Kassenscomputer anzeigte, dass er für deren Rückführung eine Belohnung von 50 Dollar erhalten würde. Eine heftige Auseinandersetzung folgte und endete im Herbeirufen der Polizei. Werner wollte seine Kreditkarte zurück haben, aber sie wurde beschlagnahmt. Am nächsten Tag bezahlte Werner die aufgelaufenen Rückstände und die Karte wurde ihm wieder ausgehändigt.

Werner hatte auch eine Amoco Kreditkarte, die er immer an der Amoco Tankstelle in Bowling Green/Ohio für Benzin, Limo und Naschereien benutzte. Dieses Mal sagte man ihm jedoch, dass er zwar mit der Karte für das Tanken bezahlen könne, nicht aber für

Getränke und Süßigkeiten. Er regte sich fürchterlich auf, weil er doch zuvor immer für alles mit Kreditkarte bezahlen konnte. Es kam zum Streit und die Polizei wurde gerufen. Der Polizist erklärte Werner, dass die Tankstelle die Zahlungsmodalitäten bestimme und nicht der Kunde. Also legte er das Bargeld auf den Tisch.

Später musste ich ihn ein Mal auf meine American Express Karte setzen, weil er in die Karibik reiste und keine Kreditkarte besaß. Ich besorgte ihm eine mit seinem Namen. In bester Stimmung flog er ab, aber ich war gar nicht guter Laune, als die Abrechnung kam. Mein Konto war mit vier großen Beträgen belastet, alle vier widerrechtlich. Ausnahmsweise nahm Werner die Sache damals selbst in die Hand und American Express stornierte die vier betrügerischen Abbuchungen.

Dann musste ich ihn auf mein Discover Konto setzen und forderte eine Kreditkarte für ihn an. Auf dieser war nur sein Vorname korrekt. Ich musste lachen, als ich die Karte später Steve zeigte und sagte, ich wüsste jetzt, warum mich Werner geheiratet hat, nämlich nur damit seine Kreditkarte den richtigen Namen trug. Jene wies ihn nämlich als Werner Bender (mein Mädchenname) aus.

In den Jahren zwischen 1981 und 1984, als ich in der Verwaltung des St. Anne arbeitete, wütete ein Mal ein schwerer Schneesturm. Nachdem man Werner telefonisch mitgeteilt hatte, dass nur einige wenige Pflegerinnen zum Dienst erschienen waren, fuhr (oder besser gesagt, rutschte) er mit mir zum St. Anne. Dort sollte ich alle fehlenden Mitarbeiterinnen anrufen und sie wissen lassen, dass ich sie abholen würde. Die Pflegerin, die in der Ashford Straße wohnte, bat ich, draußen an der Alterstraße auf mich zu warten. Aber aus Angst vor den Farbigen in der Nachbarschaft weigerte sie sich, draußen zu stehen. Also begab ich mich in die Ashland Straße, hupte vor ihrem Haus und verließ dann die Straße im Rückwärtsgang, damit ich beim Drehen nicht im Matsch stecken blieb. Ich sammelte an jenem Tag genügend Mitarbeiterinnen ein, der Heimbetrieb konnte problemlos ablaufen.

Elfriede Kreschner war unsere allerbeste Krankenschwester. Als ich die Verwaltung übernahm, wechselten die Schwestern jeden Monat auf eine andere Etage. Aber dann beschloss Werner, sich dem Medicare-Programm (staatlich finanzierte Krankenversicherung) anzuschließen, welches die Beschäftigung einer besonders guten Kraft vorschrieb. Also übergab ich ihr dauerhaft das Stockwerk mit den Medicare Patienten. Ich glaube sie war nicht sehr froh darüber, denn dort gab es viel mehr Akutpatienten und damit mehr Arbeit.

Elfriede war in Deutschland aufgewachsen und schon alleine deshalb bestand zwischen Werner und ihr eine gewisse Verbundenheit. Sie hatte auch eine deutsche Freundin, Lucy Frambach, die in Kanada lebte. Ein Mal im Jahr luden die beiden Werner und mich (und Onkel Kurt, wenn er gerade bei uns war) bei Lucy zum Essen ein. Da wurde dann Deutsch gesprochen und es war immer sehr schön. Elfriedes Geburtsort liegt im heutigen Polen. Als damals die Russen einmarschierten, floh die Bevölkerung zu Fuß. Die zwölfjährige Elfriede konnte mit ihren Eltern nicht mithalten und ging unterwegs verloren. Eine Frau mittleren Alters, ebenfalls auf der Flucht, nahm sich ihrer an und

behielt Elfriede dann bei sich, denn die Eltern blieben trotz offizieller Suchausschreibung unauffindbar.

Diane hatte den ersten Stock unter sich. Sehr nett, aber auf iv-Drogen. Eines Tages kam die Schwester der nachfolgenden Schicht zu mir und sagte, Diane habe den Arzt veranlasst, dem Großteil der Patienten Demerol (Meperidin) zu verabreichen. Ich hatte die Patienten ja täglich gesehen und wusste, dass sie zwar nicht wach waren aber bestimmt nicht unter Schmerzen litten – ihre Gesichtszüge waren entspannt und sie zeigten keine Unruhe. Auf die Frage nach dem Grund für die Verabreichung von Demerol erklärte mir der Arzt, dass Diane ihm die Notwendigkeit dargelegt habe. Ich bat ihn, sich die Patienten doch genauer anzusehen, und Demerol dort langsam abzusetzen, wo die Verabreichung nicht erforderlich war. Und das traf dann auf alle zu.

An einem Sonntag war im ersten Stock die Hölle los. Diane fiel während eines Telefongesprächs mit Angehörigen eines Patienten ohnmächtig zu Boden. Eine Pflegerin nahm den Telefonhörer an sich und sagte der Person am anderen Ende der Leitung, die Schwester habe sich eine Überdosis gegeben. Dann rief sie einen Krankenwagen. Im Krankenhaus angekommen, erlangte Diane wieder das Bewusstsein und verweigerte die Blutabnahme.